SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1953 HEFT 1



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

1953

4. Jahrgang

Erstes Heft – Januar / Februar

Schriftleitung:
OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:
HELMUT DÖLKER
für Volkskunde
WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte
RUDOLF LEMPP
für Architektur
OTTO HERDING
für Geschichte
ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie
HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat" erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs". – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Rottweiler Federhannes. Aufnahme Landesbildstelle Württemberg.

INHALT

Auf schwäbischen Spuren in den Vereinigten Staaten
Von Karl Götz 1

Fasnacht und Maskerade am Stuttgarter Herzogshof
Von Werner Fleischhauer 3

Fragen zur Herkunft und Bedeutung der Fasnet
Von Albert Walzer 7

Narrensprünge
Von Richard Wolfram 18

Fasnacht im altwirtembergischen Dorfe
Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen 22

Lichtreklame im Straßenraum 25

Die Entstehung der Hegau-Vulkane
Von Hans Schwenkel 26

Erinnerung an Pfarrer Dr. Engel
Von Rudolf Schlauch 30

Volkslied und Volkstanz im Allgäu
Von Alfred Quellmalz 33

Das Sigmaringer Bräuteln
Von Willy Baur 38

Abendliche Weise
Gedicht von Paul Häcker 39

Forsterhebungen 1948
Von Hans Schwenkel 39

Deutscher Heimatbund 40

Arbeitsgemeinschaft deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde 40

In Memoriam Emil Kost
Von Karl Schumm 41

Einige Anmerkungen zu Fleischhauer-Baum-Kobell „Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert"
Von H. Th. Musper 42

Buchbesprechungen 44

Arbeitstagung „Volkskunde und Rundfunk"
Von Helmut Dölker 45

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 46

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1953 Heft 1

Auf schwäbischen Spuren in den Vereinigten Staaten

Von Karl Götz

Wir wollten von Cleveland aus weit ins Land fahren. Aber wir mußten in dem Wartezimmer noch auf den Augenarzt warten. Es war noch eine Frau von weither gekommen, die wußte, daß er mit seiner sicheren Hand viele vom grauen Star geheilt hatte.

In einem Ort in einer sanften Talmulde machten wir halt. Alte hohe Holzhäuser standen dort weit auseinander in schönen Gärten. An einem Feldweg, der langsam anstieg, standen niedere Blockhäuser zwischen alten verwilderten Obstbäumen, deren Äste voller Flechten waren. Die roh gezimmerten Läden waren geschlossen, und Glyzinen und wilder Wein wuchsen darüber weg und legten sich noch über die Dächer. Dies war Zoar.

Wir mußten eine Weile zwischen den Wiesen und Gärten suchen, bis wir das Haus fanden, in dem die alte Lisbeth Beuter bei ihrer Tochter wohnt. Sie kam vor die Tür, setzte sich zu uns auf die Treppe, stellte ihre Schüssel mit Bohnen, die sie neben dem Reden her putzen wollte, neben sich und erzählte aus einer versunkenen Welt und von den seltsamen Menschen, die hier vor hundert Jahren eine neue Ordnung des irdischen Lebens hatten beginnen wollen. Sie machte oftmals im Erzählen eine Pause und sah dann mit großen Augen ins Weite, als suche sie die Bilder ihrer Kindheit.

Ihr Vater, so erzählte sie, kam vor der langen Zeit mit einem Häuflein Gleichgesonnener aus dem Schwäbischen, von wo sie der Schullehrer Michael Bäumler herführte, um mit ihnen im Lande Amerika ein Gemeinwesen nach ihrem Kopfe zu beginnen. Sie hatten zuerst nicht im Sinn gehabt, ihr Eigentum aufzugeben, wie die Harmoniten getan hatten, die mit dem Leineweber Rapp nach Pennsylvanien ausgezogen waren. Die Rappischen, wie man sie auch hieß, hatten auch den Ehestand für ein sündhaft Ding erklärt und abgeschafft, weshalb von ihnen noch weniger übriggeblieben ist als von den frommen Zoariten. Diese legten all ihr Gut vielmehr erst dann zusammen, als manche Arme den Kaufschilling für ihre Güter nicht aufbringen konnten.

Sie wollten sich im Anfang bloß von der Kirche, aber auch von allen Sekten trennen, da sie alle Zeremonien für unnötig hielten und da sie, wie die Lisbeth sagte, nicht so viele unnötige Versprechungen machen wollten, die man doch nicht halten könne. Weil sie sich derart von allen anderen absonderten, nannte man sie landauf landab geringschätzig eben die Separierten.

Zur selben Zeit, in der diese Menschen damals die innere Unruhe gepackt hatte – die alte Frau wußte nicht genau zu sagen, wann das war, die Alten hätten aber, wenn man davon gesprochen habe, immer von einem Großmächtigen mit Namen Napoleon geredet– zur selben Zeit müßten, so meinte sie, viele andere Separierte nach Rußland fortgezogen sein.

Wie ich sie nun weiter und weiter nach dem früheren Leben in Zoar fragte, stellte sie doch die Bohnenschüssel zur Seite, legte die Arme über die Knie und erzählte in einer gründlichen, freilich oft recht umständlichen Weise.

Zum Wohnen hatte jede Familie ein Häuslein, so wie jetzt noch einige standen, mit nur zwei Stuben darin. Eine Küche brauchte es ja nicht, denn zu den Mahlzeiten gingen alle in die Eßhäuser. Sie daheim waren zu acht gewesen, die Eltern, drei Mädchen und drei Buben. Sie hatten immer gerade einen Tisch voll gegeben. Manche hätten die Familien gerne auseinandergerissen und alle Frauen, alle Kinder und alle Männer zusammengesetzt. Dagegen hatten aber doch die meisten aufbegehrt.

Das Brot, frisches gutes kräftiges Brot, holte man an jedem Abend im Backhaus, die frische Milch im Milchhaus. Auf den Sonntag gab es Kuchen, und am Freitag konnte man Brezeln haben. Am Donnerstag holten die Kinder Butter für die ganze Woche. Im Dörrhaus waren das ganze Jahr Schnitz und Zwetschgen zu haben. Nur Schweinernes und Speck gab es nie, weil doch, wie die Alten halt gemeint hätten, der Teufel in die Säue gefahren sei. Zum Brotvesper am Morgen gab es Most und am Mittag Bier, man brauchte mit einem Blech voller Gläser nur zu kommen. Allen Leuten über sechzig Jahren stand in jeder

Woche ein Krug Wein zu, den Kindbetterinnen zwei Krüge Träublessaft.

Sie hatten alles selber, bis auf Zucker und Kaffee, woran man sparen mußte. So viel sich die Frau noch denken konnte, waren immer über hundert Kühe dagewesen und mehr als zehntausend Schafe. Auf den Äckern, auch in den Weingärten, mußten die Frauen bei jeder Arbeit helfen. Das Heu trugen sie in Tüchern auf dem Kopfe heim. Die Tücher, wie auch all ihr anderes Zeug, woben sie selber. Es stand ein großes Webhaus. Aber ehe man weben kann, muß man Flachs schwingen und muß ihn hecheln, und dann muß man spinnen. Deshalb war auch ein Schwingstall da und ein Hechelhaus und eine Spinnstube. Jawohl, es war an alles gedacht worden.

Das Spinnen war eine Arbeit für die jungen Mädchen. Die Buben fehlten aber nicht dabei, und an den Spinnabenden sang man nicht nur Lieder aus dem Psalterspiel oder solche, die dem Vater Ackermann, der nach Bäumler das Regiment hatte, recht waren. Die Buben trugen den Mädchen auch jedesmal ihre Spinnräder heim, was diese sich gerne gefallen ließen. Und auf einem solchen Heimweg versprach sich die Liesbeth mit ihrem Künftigen. „Je o je", sagte sie, „ist das schon eine lange Zeit her."

O ja, es war schön bei ihnen, solange alles einig war. Gebrotzelt hatte es freilich immer ein bißchen. So hatte man am Anfang auch die Hühner miteinander gehabt. Es kam aber bald Streit auf darüber, und dann hielt jedes seine Hühner selber. Mit der Zeit wurde auch in jedem Haus eine Küche angebaut, und jede Frau kochte wieder für sich, denn den einen waren im Eßhaus die Bohnen zu zäh und den andern das Kraut zu mild. Es sei halt schwer, alle Mäuler glücklich zu machen.

Mit dem Schaffen war alles richtig eingeteilt gewesen. Jeder hatte sein Arbeitsbuch gehabt, worin jeden Tag aufgeschrieben wurde, was er geschafft hatte. Für jedes Handwerk war eine Werkstatt da. In der Schmiede standen drei Männer, auch beim Schneider waren sie zu dritt: ein alter Schneider, ein Zuschneider und ein Flicker. Für die Frauen stand ein schönes Nähhaus. Es wurden lauter gleiche Kleider und Schürzen gemacht. Das gab erst Verdruß, liebe Zeit, liebe Zeit! Über die Frauen im Nähhaus konnte man aus einem ungezogenen Maul jeden Tag etwas anderes sagen hören. Das einemal machten sie alles zu weit, dann wieder zu eng. Dann meinte eine, der Bändel an ihrer Schürze sei wieder nur so hingeschlampt, eine andere Frau sagte einmal geradeheraus, die Fahnen, die einem die zusammennähten, könne man überhaupt nicht mehr ansehen, man meine ja, man sei eine Vogelscheuche. Einige hoffärtige Weibsbilder taten auch bald Nadel und Faden heim, und schon sah man an einem Kleid ein Kräglein, an einem andern ein Rüschlein, oder an den Ärmeln ein Breischen. Das gab dann wieder den hellen Aufruhr, und die Männer mußten deshalb in ihrer Versammlung viele Stunden lang beratschlagen.

Es stellte sich auch heraus, daß manche in ihren eigenen Beutel schafften. Das war der Liesbeth in ihrer Kinderzeit als das Ärgste benannt worden, und es dünkte ihr noch gut, wie einmal an einem Abend, als sie Fallobst auflas – sie mochte damals so zwölf Jahre alt gewesen sein – ein Fremder vorbeiging und Äpfel von ihr zu kaufen begehrte. Sie schüttete ihm einfach einen Schurz voll in seinen Hut, und er drückte ihr daraufhin fünf Cents in die Hand. Sie hatte aber niemals zuvor Geld in der Hand gehabt, so daß die Münze sie schier in den Fingern brannte. Sie wollte das Geld dann, wie es vorgeschrieben war, noch zu dem Kassierer Wiebel tragen, einem kleinen buckeligen schaffigen Mann. Aber ihr Vater meinte, das tät's auch am andern Morgen noch. Sie konnte dann aber vor einer bösen Unruhe, die in ihr war, die ganze Nacht nicht in den Schlaf finden. Anderen indes brannte das Geld nicht in den Fingern. Sie strickten zum Beispiel Socken, richtig zwei Linke, zwei Rechte, auch Handschuhe und lange Strümpfe, und versilberten dann alles hintenherum.

Bei den Männern war es kein Haar anders. Auch unter sie kam bald der Unfriede. Man hörte oft einen sagen, er müsse sich krumm und buckelig schaffen und die anderen lägen auf der faulen Haut, er dürfe den ganzen Dreck tun und andere säßen bequem auf ihren Stühlen. Die Frau erinnerte sich noch gut daran, daß ihr Vater sich nicht einmal legen wollte, als er schon schwer krank war, nur weil er das Geschrei von ein paar anderen fürchtete. Man habe eben an allen Ecken gemerkt, daß die Alten, die es wohl recht gemeint hätten, immer weniger geworden seien.

Wie dann die Bahn gebaut wurde, kamen viele neue Gedanken in den stillen Ort, und bald danach wollte es einfach nicht mehr gehen. Anno Achtundneunzig wurde dann wieder aufgeteilt, wobei jedes ein paar tausend Dollar bekam. Die Jungen wissen heute nichts mehr von der damaligen Zeit und von dem gemeinsamen Leben der Alten, die fast alle unter gleichen Grabsteinen auf dem stillen Friedhof am Ohio liegen.

„Es ist für mich", so meinte die alte Liesbeth, als sie aufstand und mir ihre knochige Hand zum Abschied hinstreckte, „auch hohe Zeit, dorthin zu kommen; ich bin viel zu lang übrig geblieben von den Unserigen; ich komme mir fremd vor in dieser jetzigen Zeit."

Fasnacht und Maskerade am Stuttgarter Herzogshof

Von Werner Fleischhauer

Herzog Eberhard Ludwig gewährte im Jahre 1715, angeblich auf Wunsch seiner Geliebten, der Frau von Grävenitz, dem Karnevalstreiben offenen Eingang im Herzogtum trotz des eifernden Widerspruchs der evangelischen Geistlichkeit und des Bürgertums, denen diese Vergnügungen gotteslästerlicher Greuel waren. Und mehr noch, drei Jahre später erließ der Herzog die berüchtigte Karnevalsordnung vom 10. Januar 1719, die bestimmte, „es solle sowol denen Hof- als Kanzleibedienten wie auch Kauf- und anderen ehrbaren Bürgersleuten angesagt werden und hierdurch bekannt gemacht seyn, sich auf der Redoute bei Vermeidung des Herrn Ungnade fleißig einzufinden".[1] Auch noch während der Regierungszeit von Herzog Karl Alexander (1733–1737) durfte es niemand wagen, der zu den geladenen Kreisen gehörte und nicht die höchste Ungnade auf sich ziehen wollte, von den Redouten im herzoglichen Lusthaus oder auch von denen des allmächtigen Geheimen Finanzrates Süß Oppenheimer fernzubleiben. Aus der Einleitung zu Wilhelm Hauffs Novelle „Jud Süß" lernen wir die Stimmung der „zähneknirschenden" Festgäste einer solchen Redoute zuverlässig kennen, denn Hauff, als Glied einer alten landständischen Familie, wird die damals herrschende Gesinnung aus der Tradition seines Geschlechtes noch bestens gekannt haben.

Es war nun freilich nicht so, als ob in Württemberg vor dem Jahr 1715 Karneval, Maskerade und Redoute unbekannt gewesen wären, wenn auch freilich das Fasnachtstreiben mit allem, was dazu gehört, seit der Reformation im Lande verboten und verpöhnt und von der ein überaus strenges Sittenregiment führenden evangelischen Geistlichkeit erbittert bekämpft wurde. Es wurde natürlich trotzdem immer versucht, diese Fasnachtsverbote zu umgehen. Man ging, trotz strenger Verbote, während der Fasnachtszeit über die Landesgrenzen in katholische Nachbargebiete, in das „Papsttum", im Amt Balingen besonders gerne nach Rottweil, um dort die verbotenen Lustbarkeiten zu genießen. Und auch im Lande selber können die Vorschriften nicht immer allzu brav befolgt worden sein, denn sonst hätte nicht Herzog Friedrich I. in der Fasnacht des Jahres 1600 von den Kanzeln verkünden lassen, es sollen wegen der schlimmen Zeiten und der Türkennot keine Saufereien gehalten werden und es solle sich niemand maskiert oder betrunken auf der Straße blicken lassen[2] („ne . . . celebrantur bacchanalia nec larvatus incedat quisquam nec inebriatus"). Ausgerechnet Herzog Friedrich glaubte einschreiten zu müssen, bei dessen großartigen und überaus kostbaren Festlichkeiten, die beim Volk sehr böses Blut machten, den „Mummereien" und den zum Ringelrennen gehörenden Festaufzügen eine Hauptbedeutung zukam. So erschienen beispielsweise beim Stuttgarter Fasnachtsringelrennen 1599 unter anderem „nackhende Leuthe auss America" und der „Venusberg aus Arcadien" im Festzug[3]. Diese Festaufzüge, „Inventionen" genannt, mit ihren allegorischen, mythologischen und historischen Figuren und literarischen, oft abgeschmackten Programmen waren späte Nachkommen der Trionfi der Renaissance[4], die schon unter Kaiser Maximilian I. anfingen, auf die Ritterspiele einzuwirken[5].

Freilich hat nicht erst Herzog Friedrich, der weitgereiste fremde Herr aus Mömpelgart, mit seinen weltmännischen französischen Sitten, die das Volk so ungünstig mit den biedermännischen des seligen Herzogs Ludwig verglich, diese Bräuche am Hof eingeführt. Schon unter Herzog Ludwig, und gerade bei der Hochzeit des damaligen Grafen Friedrich 1581, werden am Stuttgarter Hof „Mummereyen" und „Matschgen" erwähnt[6] und bei Herzog Ludwigs eigener Hochzeit 1575 waren großartige Festaufzüge abgehalten worden[7]. Immer auch wurden Schemparte (= Masken) in Augsburg für den Hof gekauft[8] und die Rechnungen des Jahres 1575/76 berichten von je zwölf „Scheffer täschen, scheffer Girtlen und filz" (Schäfertaschen, Schäfergürtel und Filzhüte), „so in der Fasnacht zu Mummerey gebraucht"[9] worden. Demnach scheinen damals schon Spiele oder Tänze in Schäferkostümen am Stuttgarter Hof aufgeführt worden zu sein, für Deutschland in dieser Zeit sehr bemerkenswert früh. Denn es hatte doch die Hirtenpoesie der Renaissance erst 1558 in Montemajors „Diana" Romanform und in Tassos „Aminta" 1573 dramatische Behandlung gefunden, und wurde der für die Hirtenspiele aller Länder maßgebende „Pastor Fido" von G. B. Guarini erst mehrere Jahre später, 1580, begonnen und 1590 gedruckt[10], durch welche erst das Hirten- und Schäfermotiv zur europäischen Mode geworden ist.

In den Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg wurden dann kostümierte und maskierte Aufzüge von überaus kostbarer und großartiger Art immer mehr zum Mittelpunkt der Hoffeste und besonders gern zur Fasnacht veranstaltet. Die „Inventionen" zum Ringelrennen bei der Hochzeit Herzog Johann Fried-



Abb. 1. Fürstenballett im Stuttgarter Lusthaus 1616
(die drei Tänzer links hinten: Herzog Johann Friedrich und seine Brüder)

richs 1609 und besonders bei der mit unerhörtem Prunk gefeierten berühmten Kindstaufe des späteren Herzogs Friedrich von Württemberg-Neuenstadt 1616 wurden sogar in stattlichen Kupferstichwerken veröffentlicht. Auch wurden immer wieder „Masgera" und „Masgeren" in Augsburg für den Hof gekauft, die jedenfalls aus Venedig, der Hochburg der Maskerade, importiert wurden; einmal werden ausdrücklich „Venedische Mascheren" erwähnt[11]. Neben den „Aufzügen" wurde 1609 zum erstenmal bei der erwähnten Hochzeit in Stuttgart ein kostümiertes Ballett aufgeführt, von dem Bräutigam, Herzog Johann Friedrich, seinen Brüdern und vornehmen Festgästen getanzt, die aus dem Grottenberg eines Einsiedlers heraustanzten[12]; besonders großartig war das Ballett bei der Kindstaufe des Jahres 1616, bei dem die Tänzer zuerst in Riesenköpfen verborgen[13] waren und der regierende Herzog Johann Friedrich als „Mohr", Herzog Ludwig Friedrich als „Polackh" und Herzog Magnus als „Franzos" maskiert und verkleidet erschienen[14]. Die Einführung von „Inventionsballetts" erfolgte im Vergleich zu anderen Höfen in Stuttgart verhältnismäßig spät. Diese Inventionsballette waren eine Art von Tanzspiel mit Solotänzen, das mit viel mühevollen Vorbereitungen von Tanzmeistern einstudiert wurde, an dem sich aber noch keine Damen beteiligten. Kostümierte und maskierte Tanzveranstaltungen und Ballette mit Damen scheinen auch in Stuttgart erst spät, im Vergleich zu andern Höfen nach dem Dreißigjährigen Krieg, Eingang gefunden zu haben, wie es scheint, zuerst 1662[15], wo bei der fürstlichen Heimführung der Herzogin Christina von Württemberg und des Fürsten Christian von Ostfriesland ein Ballett aufgeführt wurde, und aus all den folgenden Jahren liegen Rechnungen über Anschaffungen von Requisiten und Kleidern zu Hofballetts vor. Wenn einmal 1687/88 ausdrücklich die „Verkleidung" der verwittibten Herzogin Magdalena Sybilla „zum Balett"[16] erwähnt wird und im Jahr darauf aber ein Ballettkostüm des Landprinzen Eberhard Ludwig[17], so sehen wir, daß auch am württembergischen Hof wie an andern Höfen die fürstliche Familie selber beim Ballett mitgetanzt hat zusammen mit Kavalieren und Damen der Hofgesellschaft und bediensteten Tänzern. Französische Tanzmeister, die teuer besoldet waren, wurden eigens zum Einstudieren der Ballette in Dienst gehalten. Wir wissen nicht, welche Ballette – alle hatten ein bestimmtes Motto und wurden meist auch durch Gesangseinlagen bereichert, so daß sie sich mit Singspielen nahe berührten – in Stuttgart aufgeführt wurden. Neben diesen Balletten der Hofgesellschaft gab es auch immer Ballettvorführungen von wandernden Tänzergruppen. Es ist nun interessant, daß auch einmal[18] zum Ballett „12 wilde Kleider" von einem Ansbacher Schneider angefertigt wurden: es haben sich also die uralten volkstümlichen Fasnachtsgestalten „der wilden Männer" auch in der höfischen Sphäre neben den meist literarisch bestimmten modischen Maskenspielen noch immer gehalten; die Dutzendzahl der wilden Kleider läßt auf ein gruppenweises Auftreten schließen, jedenfalls im Tanz.

Das kostümierte und maskierte Ballett bildete nun

einen der beliebtesten Zeitvertreibe der Hofgesellschaft bis in das Ende des 18. Jahrhunderts. Aus vielen heraus seien die unter Herzog Karl Eugen von dem „jungen Adel" getanzten Ballette „vier Jahreszeiten, Bauernhochzeit, Aurora, Schiff- und Vogelballett" erwähnt[19].

Maskenbälle, an denen nun nicht mehr nur einzelne kostümierte Tänzergruppen, sondern die ganze Hofgesellschaft maskiert und jedes nach Belieben kostümiert war, hatten sich schon zu Ende des 17. Jahrhunderts an den deutschen Höfen eingebürgert nach venetianischem Vorbild. Ob dies auch in Stuttgart der Fall war, entzieht sich unserem Urteil. Das unerhörte und aufregende aber an der Einführung des Karnevals war für Württemberg die Öffentlichkeit der Veranstaltungen. Großartiges Schaugepränge, märchenhafter Glanz und phantastische Unwirklichkeit, wie es nur die jenseits aller Realität stehenden Prunkfeste gewähren konnten, waren ein Erfordernis des Repräsentationsbedürfnisses, das sogar als Repräsentationspflicht angesehen wurde, des fürstlichen Absolutismus der Barockzeit. So mußten die internen Veranstaltungen des Hofes über den Rahmen des Hofes hinaus wirken können und es mußte für die Hauptakteure, den Fürsten und seinen Hof, auch ein Publikum vorhanden sein. So begann man auch, zuerst im Pariser maskierten Opernball 1715, zu den großen Festen die Kreise des gehobenen Bürgertums zuzulassen, an die dann auch Eberhard Ludwig die erwähnte energische Einladung ergehen ließ.

Wie sehr aber diesen bürgerlichen Zwangsgästen nur die Rolle der Statisten zugemessen war, ergibt sich aus einer andern Bestimmung der Karnevalsordnung Herzog Eberhard Ludwigs, wonach bestimmte Kostüme wie „Nobles", das heißt wohl die Tracht der Nobili des venetianischen Karnevals, „Dominos", das heißt schwarze Mäntel mit weiten Ärmeln und Kapuzen und „türkische Röcke" den „Cavaliers und Dames" vorbehalten waren, von denen somit die übrigen Festgäste leicht erkennbar abgesetzt waren.

Das Nachlaßinventar der Witwe Herzog Karl Alexanders, der schönen und lebenslustigen Herzogin Maria Augusta, aus dem Jahr 1757 enthält auch eine aufschlußreiche Aufzählung der Maskeradenkleider der Herzogin[20]. Bei der Sehnsucht der Barockzeit, die Grenzen der Wirklichkeit zu verwischen und sich in der Phantasie in fremde Welten und traumhafte Sphären zu versetzen, und bei ihrem Interesse an fernen, besonders exotischen Ländern, ist die große Anzahl von fremdländischen Kostümen und einheimischen malerischen Volkstrachten nicht erstaunlich. Das Inventar nennt hier die Kostüme einer Chinesin,



Abb. 2. Tänzerpaar im Bauernkostüm mit Maske. Ludwigsburger Porzellan um 1760/70 Württ. Landesmuseum

einer Türkin, einer Amerikanerin, worunter man in der Zeit eine Indianerin verstand, einer Jüdin, einer Sultanin, einer Moskowiterin und einer Mohrin. Es folgen die einer Ungarin, einer Engländerin, einer Bohémienne, einer Moldauerin, das heißt Rumänin, einer Irländerin, einer Egerländerin, ferner reichsstädtische Trachten aus Straßburg und Augsburg und endlich das Kostüm einer Européenne. Nur ein Kostüm allegorischer Art ist vorhanden, die „Nacht". Weiterhin werden malerische Berufs- und Standestrachten genannt, „Schifferin, Matelotte", das heißt Matrosin, Comédienne, Schnitterin, Müllerin und Stiftsdame und endlich eine alte Teutschin und Altteutsche Fürstin. Das Kostüm einer Wirtin leitet über zu einer Anzahl bäuerlicher Trachten, die uns besonders interessieren müssen: „Bäuerin, Breisgauerin, Hanauerin, Tyrolerin, bayerische Bäuerin, schwäbische Bäuerin, Schwarzwälderin und Perouserin." Nebenbei sei bemerkt, daß man sich auch am kursächsischen Hof gelegentlich als schwäbische Bauern maskiert hat[21].

Schon bei einem Ringelstechen des Jahres 1617 in Stuttgart traten wirkliche schwäbische Bauerngruppen auf in ihrer üblichen Tracht, wie ausdrücklich berichtet wird[22]. Sie hatten die schlichte Redlichkeit und Ehrlichkeit des Landvolks darzustellen, ganz entgegen



Abb. 3. Ballettgruppe. Ludwigsburger Porzellan um 1760/77 Württ. Landesmuseum

dem herkömmlichen Gebrauch, die Bauern in Rüpelszenen als Verkörperung des Dummen, der Maßlosigkeit und ungezügelter Triebhaftigkeit lächerlich zu machen. Diese ungewohnte Auffassung entspricht ganz den oben schon erwähnten im späten 16. Jahrhundert beliebt gewordenen „Schäfereien", die auch die wackere Einfalt, Sittenreinheit und Sorglosigkeit des Landlebens vorzustellen hatten, und die immer beliebtes Motiv für Hoffeste blieben. So wurden ebenfalls 1617 in Stuttgart als Turnierinvention „der getreue Schäffer" dargestellt und in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts in Stuttgart gelegentlich „Schäfereien" und Schäferballette am Hof aufgeführt[23]. Aus dem gleichen Interesse heraus waren auch schon früher an andern deutschen Höfen – in Dresden schon 1628 – „Bauernhochzeiten" und „Bauernwirtschaften" abgehalten worden, in Stuttgart nachweisbar erst zu Herzog Ludwig Wilhelms Zeiten († 1677)[24], kostümierte Feste ohne Maskierung, bei denen Fürst und Fürstin das bäuerliche Brautpaar oder die Wirtsleute, die übrige Hofgesellschaft und wirkliche dazu befohlene Bauern die Rolle der Gäste zu spielen hatten. Das Kostüm einer schwäbischen Bäuerin trug die etwas korpulent gewordene Fürstin Maria Augusta als Witwe 1742 bei einem Fest am Berliner Hof, wobei sie freilich, wenn wir der spottsüchtigen Prinzessin Ulrike von Preußen glauben dürfen, eine geradezu groteske Figur gemacht haben soll[25]. Die Bauernkleider der Herzogin haben den wirklich getragenen Volkstrachten kaum entsprochen und waren sehr nach dem Geschmack der Fürstin aufgeputzt. Denn das Kostüm der schwäbischen Bäuerin bestand aus einem Rock von Silbermoirée mit goldenen Spitzen, aus einem Leible von schwarzem Samt mit reichem Besatz aus Goldspitzen, einem Goller aus Gaze und Goldblonden, einem Mieder von reichem Stoff mit goldenen Spitzen und vergoldeten Miederhäkchen, einem Schurz von weißer Gaze mit Goldblonden und einer „simplen sametinen Stirn". Als Schwarzwälderin trug Maria Augusta Rock und Leible von rosenfarbenem und schwarzem Atlas „strichweis gemacht mit silbernen Spitzen" samt einem kleinen „simplen schwarz sametin Hüthlen". Nach diesen Beschreibungen wird uns leider auch das Kostüm der Perouserin kaum einen Anhaltspunkt über die uns gänzlich unbekannte Kleidung der Waldenserinnen geben können; dieses Maskeradenkleid bestand aus Corset und Rock von altem weißem Taffet und Schurz von geblümtem Flor samt zehn Schlupfen von Ponceauband. – Eine Vorstellung aber davon, wie wir uns die maskierte Hofgesellschaft in ihren ländlichen Kostümen vorzustellen haben, gewähren uns am getreuesten die Figuren der Ludwigsburger Porzellanfabrik aus den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts; sind doch diese zierlichen Fischer-, Jäger-, Wingerter-, Gärtner- und Bauernpaare auf das stärkste von den idyllischen Vorstellungen der Hofgesellschaft des Rokoko geprägt, wie wir ja auch wissen, daß gerade die großen Festballetts die thematische Gestaltung der Porzellanfiguren stark bestimmt haben.

[1] Pfaff, K., Geschichte von Württemberg, II. 1820, S. 318. – [2] Crusius, M., Diarium U. B. Tübingen. Mh. 466; 24. 1. 1600. – [3] Anns, H. G., Württ. Chronica 1622, Landesbibl. Stuttgart, Cod. hist. fol. 138, S. 144. – [4] Tintelnot, H., Barocktheater, 1939, S. 21 ff. – [5] Sponsel, J. L., Der Zwinger, die Hoffeste und die Schloßbaupläne zu Dresden, 1924, S. 12. – [6] Hauptstaatsarchiv Stuttgart (abgek. HSTA) A 256, Jg. 1581–1582. – [7] Frischlin, Nic., Sieben Bücher von der Hochzeit des Fürsten Ludwigen . . . 1575. 1578, S. 377. – [8] HSTA A 256 Jg. 1584–1585. – [9] HSTA A 256 Jg. 1575–1576. – [10] Brunner, O., Adeliges Landleben und europäischer Geist, 1949, S. 121. – [11] HSTA A 256 Jg. 1610–1615. – [12] Öttinger, J., Wahrhaftige historische Beschreibung der . . . fürstl. Hochzeit . . . 1609. 1610, S. 147. – [13] van Hulsen, E., Repraesentatio der fürstl. und Ritterspiel . . . so . . . 1616 in Stuetgarten gehalten, o. O. u. J. Tafel 2. – [14] Bericht von Philipp Hainhöfer, veröffenticht von A. von Oschelhäuser, Neue Heidelberger Jahrbücher, N. F. I, 1889, S. 289. – [15] HSTA A 256 Jg. 1662–1663. – [16] HSTA A 256 Jg. 1687–1688. – [17] HSTA A 256 Jg. 1688–1689. – [18] HSTA A 256 Jg. 1661–1662. – [19] HSTA A 302–3, Bauverw. Tübingen, Jg. 1759–1760. – [20] HSTA G 2–8 XCVII 22. – [21] Sponsel, a. a. O., S. 32. – [22] van Hulsen, E., Aigentliche Wahrhaffte Delineatio . . . aller . . . auffzüg . . . bey . . . Herzog Ulrichen . . . Kindtauf . . . 1617. o. O. 1618, S. 55. – [23] HSTA A 256 Jg. 1679–1680, 1688–1689. – [24] HSTA G 2–8. CXXIII, 8. – [25] Koser, R., In Zs. f. preuß. Gesch. und Landeskunde, 1881, S. 18 ff.; Poseck, Preußisches Rokoko, Berlin o. J., S. 26 f., 99.

Fragen zur Herkunft und Bedeutung der Fasnet

Von Albert Walzer

Woraus sich die „Fasnet" entwickelt hat und was ihr ursprünglicher Sinn war, ist schon wiederholt zu klären versucht worden. Dabei wurden folgende Möglichkeiten in Betracht gezogen: 1. der Brauch könnte dadurch entstanden sein, daß man sich „früher" besonders in der Mittwinterzeit vor dem bösen Einfluß der Dämonen und Geister fürchtete und der Meinung war, man könne sich durch Verkleiden dagegen schützen. Die Geister würden sich dann nicht mehr auskennen und vermöchten einem deswegen auch nicht mehr zu schaden [1].

Aber diese Verberge-Theorie gibt keine Erklärung für das Schlagen, Gabenheischen und Vorhalten (Aufsagen) begangener Fehler, das zum Charakter vieler Narrentypen gehört. Das sind doch Eigenschaften, die ohne weiteres beweisen, daß zum mindesten diese Masken ursprünglich Wesen darstellen sollten, welche die Menschen bedrängen, und nicht dazu gedient haben können, den einzelnen unkenntlich zu machen. Letzteres war höchstens die Veranlassung dafür, daß sich in der fraglichen Zeit die Männer in Frauen und umgekehrt die Frauen in Männer verkleidet haben, was die Kirche schon im 8. Jahrhundert und dann immer wieder verbieten mußte. Allenfalls wäre also beides nebeneinander hergegangen. Die einen hätten sich verkleidet, um sich für die Geister unkenntlich zu machen und die andern um sie zu verkörpern.

Bislang ist auch das Schwärzen des Gesichts als Verberge-Maßnahme gedeutet worden. Aber die Tatsache, daß vielfach Vermummte Unvermummte mit Ruß beschmieren, oder daß man sich – ohne vermummt zu sein – gegenseitig schwarz zu machen versucht, wie es im 19. Jahrhundert noch in der oberschwäbischen Fasnet Brauch war, muß zur Vorsicht gemahnen. Man hat dieses „Bromigmachen", wie es dort heißt, schon als alten Fruchtbarkeitszauber gedeutet [2], zumal schließlich vor allem junge Mädchen die Opfer sind. Aber vielleicht steckt auch etwas anderes dahinter. Wenn man sich nur dadurch vor den Geistern schützen kann, daß man sich ihnen unkenntlich macht, müssen diese den Einzelnen genau kennen. Naturdämonen ist das kaum zuzutrauen, aber wiederkehrenden Toten. Die kennen natürlich ihre Hinterbliebenen und verargen ihnen, daß sie nicht auch schon ihr Schicksal teilen mußten. Deswegen war es in manchen Gegenden noch bis in die jüngste Zeit Brauch, nach einer Beerdigung im Hause alles zu verrücken und sich selber zu verhüllen, damit sich der als Geist zurückkehrende Verstorbene nicht mehr zurechtfindet. Nun ist schon vermutet worden [3], daß die bei Tacitus erwähnten germanischen Krieger mit geschwärzten Gesichtern, die Harier, letzten Endes das Totenheer verkörperten, daß also die schwarzen Gesichter schließlich nichts anderes als das Kennzeichen für die Totengeister wären, die man in der Fasnet darstellen wollte. Bestünde diese Vermutung zurecht, so hätte das Verbrämen anderer ursprünglich auch die in der Mittwinterzeit besonders gefährliche Absicht der Totengeister, die Lebenden ebenfalls in ihr Reich der Abgestorbenen zu ziehen, andeuten können. Aber wir greifen damit der Erörterung anderer Erklärungsversuche vor. Es soll hier nur gezeigt werden, daß der Verberge-Charakter der geschwärzten Gesichter angezweifelt ist.

Ein zweiter Erklärungsversuch glaubte in den meisten Fasnetsitten Reste alter Zaubersprüche erkennen zu dürfen [4], mit denen in der zweiten Winterhälfte die Wiederkehr der Fruchtbarkeit von Natur und Mensch beschworen und hindernde Kräfte abgewehrt werden sollten. Daß man sogar bis in die jüngste Zeit herein noch da und dort meint, je höher die Masken springen und je mehr an Fasnet getanzt wird, desto länger wird der Flachs werden und um so reicher die Frucht ausfallen oder daß man in diesen Tagen „das Gras ausläutet" (Tirol), mit dem „Fasnetfunken" den durch einen Strohmann verkörperten Winter verbrennt und daß man das gleichzeitige Radwerfen als „Kornaufwecken" bezeichnet (Tirol), mußte natürlich das Suchen in dieser Richtung nahelegen.

Und in der Tat kann auch das gegenseitige sich Bewerfen ursprünglich mit fruchtbringenden Gegenständen, mit Eiern und Nüssen (Nürnberg), mit Erbsen, Korn oder Mehl, heute meist nur noch mit Orangen und Brezeln oder Konfetti, kaum anders gedeutet werden, als daß man sich damit in einer Art Analogie-Zauber neue Fruchtbarkeit wünscht. In manchen Gegenden Deutschlands wird, wie es schon im alten Griechenland üblich war, bezeichnenderweise auch das Brautpaar mit zeugungskräftigen Früchten beworfen.

Auch das sogenannte „Jungferngespann" oder „Pflugziehen" ist zweifellos mit Recht als Nachklang eines alten Ritus zur Förderung oder Wiedererweckung der Fruchtbarkeit der Felder gedeutet worden, obwohl



Abb. 1. Geiger, Begleitfigur des Grosselfinger Narrengerichts Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

der Pflug von den Mädchen gelegentlich schon gegen Ende des Mittelalters statt über einen Acker durch die Straßen einer Stadt gezogen wurde (Leipzig, 1499), und obwohl in Trillfingen bei Hechingen Ende des 19. Jahrhunderts aus der dabei ausgesäten Spreu Männer für die vor eine Egge gespannten Mädchen wachsen sollten, oder nach der Wiedemannschen Chronik von Hof (1525) nur „unfruchtbares Zeug" hinter dem Pflug in die Erde gelegt wurde. Wenn der in Franken an Fasnet durch die Felder gezogene Pflug nach Sebastian Francks Weltbuch (1534) brannte, ist es vielleicht ein Zeichen dafür, daß es sich dabei um keinen gewöhnlichen Pflug handelte.

Daß in Sigmaringen und früher auch in Blochingen an der Donau, in Scheer, in Fulgenstadt und Uigendorf an Fasnet alle Männer, die im vergangenen Jahr geheiratet haben, in den Brunnen geworfen werden und in Westfalen in einen Wasserkübel steigen müssen, ist auch schon als „Taufe" aufgefaßt worden, die wie die bei der Aufnahme der freigesprochenen Lehrlinge in die Gesellenschaft (Metzgersprung München) den Beginn eines neuen Lebensabschnittes bekräftigen soll. Man hat sogar schon vermutet, daß sie wie diese auf Initiationsriten alter Männerbünde zurückgehe und von den Zünften als Erben derselben schließlich auch in die Fasnet hereingebracht worden sei. Aber trotzdem dürften die, welche in diesem Wasserbad für die Jungverheirateten einen Fruchtbarkeitszauber sahen, Recht haben, denn schließlich werden an Fasnet nicht bloß solche, die einen neuen Lebensabschnitt begonnen haben, in den Brunnen geworfen oder mit Wasser besprengt. In Grosselfingen verfallen die vom Narrengericht Verurteilten diesem Schicksal. In Zurzach (Aargau) wirft der Ätti-Ruëtti Buben ins Wasser. Im Pustertal schleppen die Perchten jeden, der ihnen begegnet, zum Brunnen. Außerdem suchen sich in diesen Tagen Knechte, Mägde und Kinder gern gegenseitig naß zu machen. Und beim Brunnenspringen in Munderkingen hatten die Getauchten nachher das Recht überall hinzuspritzen, unter die Leute zu springen und in ihren nassen Kleidern die jungen Mädchen zu umarmen.

Schließlich lassen sich auch die Kampfspiele, Ritterturniere, Kübelesturniere, die Turniere der Nürnberger Zünfte, das Ringelstechen und all die Wettkämpfe, die an Fasnet durchgeführt wurden, in dem Sinn als Fruchtbarkeits-Riten erklären, daß mit dem Spiel der menschlichen Kräfte nach dem Grundsatz: „Leben weckt Leben" den Kräften in der Natur zum Erwachen und Erstarken verholfen werden sollte. Daran würde sich zunächst auch nichts ändern, wenn sie von kämpferischen Männerbünden an die Fasnet vererbt worden wären. Erst die Auffassung, daß diese Männerbünde in ihren kultischen Bräuchen das Totenheer darstellen wollten[5], mußte eine solche Begründung fraglich werden lassen. Denn das germanische Totenheer kämpft um des Kampfes willen. Aber auf die Verbindung Totenheer und Fasnet werden wir im Folgenden sowieso noch eingehen müssen.

Nach solchen immerhin deutlichen Spuren von der Absicht, mit der Fasnet die Fruchtbarkeit zu wecken und zu fördern, und im Bewußtsein der großen Rolle, die Essen und Trinken, vor allem auch die Erotik in der Fasnetszeit spielen, schloß man, daß ursprünglich auch die Masken irgendwie zum Gewinn neuer Fruchtbarkeit gedient haben müßten. Und da es schon aus ihrer Aufmachung klar war, daß sie so etwas wie Dämonen darstellen sollen, blieb nur folgende Lösung: In der Zeit, in der die Einwirkung der Dämonen und Geister besonders gefährlich war, wurden rituelle Umzüge mit Vermummten gehalten, die selber Dämonen darstellen sollten, womöglich solche, die noch phantastischer und gefährlicher aussahen, als



Abb. 2. Villinger Wuescht

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

man sich die eigentlichen Gespenster dachte, so daß die echten über diese plötzlich aufgetauchten, ihnen scheinbar überlegenen Gegner erschrecken und vor ihnen Reißaus nehmen sollten. Durch Knallen und Lärmen sei der gefährliche Eindruck dieser Pseudodämonen noch zu erhöhen versucht worden. Und da man der Meinung gewesen sei, die wirklichen Dämonen würden das Läuten mit Glocken besonders schlecht vertragen (Gewitterabwehr durch Glockenläuten), seien sie vor allem auch mit solchen ausgestattet worden, zumal das Läuten gleichzeitig auch noch die Aufgabe gehabt habe, die während des Winters im Schoß der Erde schlafenden Keime zu neuem Leben aufzuwecken (Grasausläuten in Tirol).

Im Sinne dieser Deutung werden dann auch die Schläge, die die Masken austeilen, damit erklärt, daß dem Schlag wohl schon von alters her die Kraft zugeschrieben worden sei, dämonische Mächte und alte Eigenschaften auszutreiben und so den Körper des Geschlagenen zu neuem Leben aufzurütteln. Das mag noch angehen, aber für die anderen Eigenschaften der Masken, für das Gabenheischen und Aufsagen begangener Fehler muß diese Art sie zu deuten letzten Endes die Begründung schuldig bleiben. Wenn sie doch nur wirkliche Dämonen abwehren sollen, warum müssen sie dann durch Gaben besänftigt werden und warum dürfen sie beim Aufsagen und in Narrengerichten den anderen ihre Fehler vorhalten? Hier geht die Rechnung nicht auf. Daß viele Fasnetsbräuche tatsächlich nur als alte Fruchtbarkeitsriten zu deuten sind, berechtigt allem nach doch noch nicht zu dem Schluß, daß auch die Masken nur aus Fruchtbarkeitsriten, lediglich zur Abwehr schädigender Einflüsse, entstanden sein könnten.

Ein dritter Erklärungsversuch [6] hat zum mindesten das für sich, daß bei ihm die Eigenschaften der Masken auch zu dem passen, was er hinter ihnen vermutet, nämlich zu Toten, die in der Mittwinterzeit als Geister zurückkehren. Weil man von diesen vielfach glaubte, sie würden zunächst ihre in dieser Zeit erhöhte Macht in Bosheit und Zorn an ihren Befreundeten und Hinterbliebenen auslassen, seien auch die Masken zunächst böse. Sie strafen, schlagen, berauben (die Masken stehlen heute noch das Fleisch vom Herd und führen notwendiges Gerät weg), sie rügen und demütigen die anderen. Weil aber andererseits die



Abb. 3. Brenner Rößle aus dem Grosselfinger Narrengericht Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

Hinterbliebenen schon von jeher aus verdrängter Genugtuung darüber, daß nicht sie, sondern die andern vom Schicksal ereilt wurden, ihre Toten nicht bloß geliebt, sondern gleichzeitig auch gefürchtet hätten, mache man den Masken als Pseudototengeistern zu ihrer Besänftigung Geschenke. Aber auch weil man den Toten aus dem Bewußtsein, daß das eigene Leben ohne sie überhaupt nicht bestünde, einen fortlaufenden Einfluß auf dieses zuschrieb. Man sieht also nicht nur tatenlos zu, wenn die Masken Speisen stehlen, sondern gibt ihnen auch freiwillig solche, denn wenn die Toten dadurch gnädig gestimmt sind, bewirken sie durch die von den Masken ausgestreuten fruchtbringenden Gegenstände und durch ihr Tanzen auf den Feldern den Fortbestand des Lebens.

Die vielen Glocken und Lärminstrumente der Masken sind nach dieser Auffassung Mittel, um die Maskenträger so in Ekstase zu bringen, daß sie sich schließlich selber als Totengeister fühlen. Man verweist dabei auf die betäubende und suggestive Wirkung der Zaubertrommeln und anderer Lärmgeräte bei den Dämonentänzen der Primitiven. Außerdem wurde betont, daß auch die „Wilde Jagd" bestimmten alten Berichten nach mit lautem Glockengeläute durch die Lande zieht. Und die „Wilde Jagd" soll das Gleiche wie die „Leute des Herlekin" in der Normandie sein, die nach einem zeitgenössischen Bericht des Ordericus Vitalis zum Jahre 1091 unzweideutig als Totenheer aufzufassen sind.

Die Gleichung: Wilde Jagd = Totenheer ist überhaupt das Kernstück der Beweisführung für diese Deutung; denn sie sucht weiterhin nachzuweisen, daß die Wilde Jagd gelegentlich auch keine bloße Sage war, sondern ein wirklicher Brauch und verweist zu diesem Behuf unter anderem auf den Bericht in der Zimmerschen Chronik: „Im jar 1550 hat man das wutteshere zu Mößkirch gehört. Das ist in ainer nacht zu herpstzeiten nach den zehen uhren vom Banholz mit einer grosen ungetümme über die Ablach uf Minchsgereut gefaren, und als das ain guete weil daselbs umbher terminiert, ist es die herdtgassen herabkummen und dann neben dem siechenhaus und unser Frauen über die Ablachbrucken, dem bach nach an der stat, die katzensteig hinauf mit lautem wunderbarlichem gedös, lautem geschrai, clingeln und aim grosen luft gefahren." Bei solchen genauen Ortsangaben – so argumentiert man – kann die Schilderung schließlich nicht bloß auf einen nächtlichen Sturm, eine Windhose, oder auf das Schnarren von Zugvögeln zurückgehen. Es müsse sich doch in diesem und in ähnlichen Fällen um konkrete Erscheinungen gehandelt haben, um leibhaftige Menschen, die das Totenheer verkörperten.

Zur Beweisführung, daß tatsächlich mit so etwas zu rechnen sein kann, wird auf die nordischen Werwölfe verwiesen. Der Werwolf ist ebenfalls ein Wesen, das der allgemeinen Meinung nach nur in der Phantasie und in der Sage existiert und umgeht. Trotzdem beweist ein Bericht des Olaus Magnus in seiner Historia de gentibus septendrionalibus aus dem Jahr 1555, daß es in Preußen, Livland und Litauen tatsächlich viele Männer gab, die sich an Weihnachten als Wölfe verkleideten und so in unglaublicher Wildheit über die Menschen und Tiere herfielen. Olaus weiß sogar, daß die Männer zu Tausenden an einem bestimmten Tag des Jahres in einer Ruine zusammenkamen und dort Mut- und Geschicklichkeitsproben ablegen mußten. Bestanden sie nicht, so wurden sie von ihren Vorstehern mit Geißeln gepeitscht. Dabei sollen sich unter dieser Schar auch Große des Landes und Männer aus dem höchsten Adel befunden haben. Es handelt sich also offensichtlich um geheime Männerbünde, deren Mitglieder um die Mittwinterzeit in wildem Rasen als Wölfe verkleidet durch die Lande zogen. Aber warum? Auffällig ist jedenfalls, daß die Wer-



Abb. 4: „Fackeltanz der wilden Männer" am französischen Königshof. Miniatur des Meisters vom Goldenen Vließ in der Chronik Froissarts, Stadtbibliothek Breslau, 1468

wölfe häufig als wiederkehrende tote Menschen aufgefaßt werden. Der älteste Beleg dafür ist ein assyrisches Epos von der „Höllenfahrt der Istar", in dem die Göttin dem Wächter der Unterwelt droht, sie werde die Toten als lebende Werwölfe entweichen lassen.

Wären die Werwölfe aber nur eine andere Art das Totenheer zu verkörpern, so würde es naheliegen, daß auch die Nachbildung der Wilden Jagd auf geheime Männerbünde zurückginge und daß diese in beiden Fällen eine Art Totenkult betrieben hätten, bei dem sie sich als entsprechende Spukgestalten vermummt in ekstatischer Raserei schließlich selber als Totengeister, oder von solchen besessen, gefühlt hätten. „Ursprünglich" müßte in dem Fall mit im „Vorchristlich-Germanischen" ausgelegt werden. Jedenfalls wird die Urquelle sowohl für die Durchführung solcher Kulte durch geheime Männerbünde, wie für ihre dämonisch-ekstatische Art, aber auch dafür, daß es sich dabei überhaupt um Totenkulte handelt, in der Eigenart Wodans gesehen, der letzten Endes damit verehrt worden sei.

In Fortsetzung dieser These wird schließlich vermutet, daß aus den alten Männerbünden später die Gilden, und schließlich die mittelalterlichen Handwerkszünfte hervorgingen und daß sich in diesen ihre Kultbräuche weiter vererbt haben[7]. Was dafür spricht, ist die Beobachtung, daß die Durchführung der Fasnet in Nürnberg, aber auch in anderen Städten, zunächst in Händen der Zünfte liegt – die Patriziersöhne kaufen ihnen das Recht hierzu ab – und daß andere Zunftbräuche, wie die beim Gesellenmachen auffallend verwandte Züge tragen. Auf dem Land wären vor allem die sogenannten „Knabenschaften" die Erben der alten Männerbünde gewesen. Tatsächlich wird die Fasnet gelegentlich auch heute noch von solchen durchgeführt. Daneben müßten dort zum mindesten noch bis zum 16. und 17. Jahrhundert geheime Männerbünde weiter bestanden haben. Daß es so etwas gab, beweist der erwähnte Bericht des Olaus Magnus aus dem Jahre 1555 und das eingehende Verhör des Bauern Thieß aus Jürgensburg in Livland von 1691. Bei uns im Süden wären sie es gewesen, die an Fasnet als „Wilde Jagd" umherzogen. Daß diese vielfach gerade in diesen Tagen beobachtet worden sein will, könnte dafür sprechen.

Aber was heißt hier eigentlich „Wilde Jagd"? Wenn sie damit das Totenheer dargestellt hätten, wie es anfangs des 16. Jahrhunderts Geiler von Kaisersberg als „Wietisches Heer" schildert und wie es genau so auch schon Ende des 11. Jahrhunderts bei Ordericus Vitalis charakterisiert ist, dann hätten sie Krieger zu



Abb. 5.
Nürnberger Zämertanz. Aus dem Schembartbuch der Pickertschen Sammlung, Nürnberg, Stadtbibliothek 16. Jahrh.

Fuß und zu Pferd, Landleute, Handwerker, Geistliche, Männer und Frauen darstellen müssen, und zwar jeder in dem Kleid, das seinem Stand entsprach: „Ein baur als ein baur, ein ritter als ein ritter". Dazwischen hätten etliche mit ihrem Kopf unterm Arm daherkommen sollen, während anderen das Gedärm zum Leib herausgehangen sein müßte. Aber wo ist in der Fasnet auch nur noch eine Spur von so etwas? Doch nirgends. Die Wilde Jagd, beziehungsweise das Totenheer, ist überhaupt nie in dieser Art dargestellt worden. Auf solche Texte wurde offenbar nur hingewiesen, um damit die These: Wilde Jagd = Totenheer entsprechend zu unterbauen.

Für die Fasnetsmasken ging man davon aus, daß die Wilde Jagd an und für sich nur aus dem von Pferden und Hunden begleiteten wilden Jäger besteht und sah in diesen sagenhaften Begleittieren theriomorphe Dämonen, Totentiere, die unter Umständen noch altertümlicher wären als der anthropomorphe Gott, den sie begleiten und der auf ihnen reitet. Die von einem Mann getragene, also zweibeinige Pferdeatrappe, welche im 16. Jahrhundert in der Nürnberger Fasnet und heute noch als „Brieler Rößle" in der Rottweiler vorkommt, sei das alte zwei-, drei- oder achtbeinige Geisterroß. Daß im „Wuetes Heere", das nach einem Bericht in der Zimmerschen Chronik ein Herr von Seckendorf sieht, auch „roß (mit) etwan nur zwey fueß" und in einer Mitteilung J. Agricolas von 1592 eine Atrappe mit einem Reiter darauf erwähnt werden, beweist auf alle Fälle, wie lange die Tradition noch nachgewirkt hat. Trotzdem besteht die Möglichkeit, daß man diesen Pferdeatrappen zuviel Ehre antut. Ein englischer Kupferstich, der auf ein altes verlorengegangenes Glasbild zurückgeht, zeigt sie im Zusammenhang mit den verschiedenen Gestalten des Moriskentanzes. Ihr Träger hat dabei eine herzoghutartige Krone auf dem Kopf. Damit ist er nicht etwa als Robin-Hood, das sagenhafte Haupt einer Bande von „Outlaws", im Volksspiel einer oft maskierten Jünglingsschar mit offenbar männerbündischem Ritual charakterisiert, sondern als Maikönig, denn daneben ist auch noch die Maikönigin dargestellt und darüber der Maibaum. Auch auf Abbildungen des Zämertanzes bei der Nürnberger Fasnet (Abb. 5) werden solche Reiteratrappen von einer Frau begleitet, die hier allerdings nicht auf einem gewöhnlichen Pferd, sondern auf einem Einhorn reitet. Dabei ist auch da jeweils ein Baum dargestellt. Diese Abbildungen stammen aus dem 16. Jahrhundert. Und noch 1860 ladet Walsers Mucke als Fasnetsrößle in Weingarten in zwei seiner fünf Sprüche zu seiner Hochzeit ein, allerdings ohne daß beim Umzug noch eine Braut mitgeritten ist. Die zweibeinige Pferdeatrappe könnte somit auch aus einem typischen Frühlingsbrauch in die Fasnet gekommen sein. Übrigens spricht unter Umständen schon die Tatsache, daß sie nach Wolfram[8] auch bei baskischen Tänzen, und sogar in Rumänien vorkommt, gegen eine Deutung als Wodan auf dem Geisterroß. Diese Tänze müßten dann ja aus dem Germanischen herkommen und das ist für diese Gegenden doch kaum anzunehmen, zumal in den englischen Glasfenstern der Zusammenhang mit dem aus Spanien stammenden Moriskentanz gegeben ist.

Was aber die Meute und das Gefolge des wilden Jägers anbelangt, so gibt es zwar ein paar Bilder von hunde- oder wolfsköpfigen Masken in Pelzkleidern

aus den Nürnberger Schembart-Läufen des frühen 16. Jahrhunderts, aus dem Züricher Karneval von 1578 und aus einigen anderen alten Fasnetumzügen. Vererbt hat sich nichts davon. Das ist nicht viel, da es sich doch um eine weitschichtige Tradition handeln würde. Allenfalls ließen sich die Werwölfe des Olaus Magnus und des Bauern Thieß aus Jürgensburg dazurechnen. Weil es aber in einer oberpfälzischen Sagensammlung heißt, in der Wilden Jagd müßten auch zur Strafe in Tiere verwandelte Menschen mitziehen, werden all die vielen schweine-, ziegen-, bären- oder vogelköpfigen Masken in Zottelfellen mit dazugezählt, die wir aus den Nürnberger Schembartbüchern her kennen und folgerichtig wäre auch der Meersburger und der früher im Kanton Zürich mehrfach vorkommende Schnabel-Gyri, der Villinger Butzesel (Abb. 6), der Hirsch in der Werdenfelser Fasnet und so weiter anzureihen.

Sieht man sich aber all die anderen Berichte über das Wilde Heer und die Wilde Jagd daraufhin durch, so ist zwar richtig, daß in den süddeutschen Sagen davon Heer und Jagd stärker miteinander vermischt sind, daß also zum Jäger und seiner Hundemeute auch noch anderes Gefolge gehört. Aber was da im Wilden Heer und in der Wilden Jagd mit umhergeistert, sieht wesentlich anders aus. Es sind „Leute, die newlich an den orten gestorben waren", Ermordete, Geköpfte und aufs Rad geflochtene, also Menschen, die so oder so früher aus dem Leben scheiden mußten, als ihnen an und für sich vorbestimmt war. Dazu findet sich gelegentlich noch einer, der „einen schenkel vber die achsel genommen vnnd gleich sehr gelauffen hat" [9]. Wirklich auffallend ist nur die letztere Erscheinung. Das erinnert doch an die Gestalten, die im romanischen Bogenfeld des Hauptportals der Kathedrale von Autun und auf mittelalterlichen Karten die Wesen darstellen sollten, die außerhalb der von den Menschen bewohnten Erdteile hausen. Sie müssen wie die zu-früh-Gestorbenen in den Reihen des Totenheeres mitziehen. Andererseits beweist der Umstand, daß sich nordische Krieger (Berserker) in Wölfe und Bären vermummten, daß bestimmte Gestalten der nordischen Literatur das gleiche tun und daß auf der Bronzeplatte von Torslunda sowie auf der Schwertscheide von Gutenstein bei Sigmaringen als solche verkleidete Krieger dargestellt sind, noch lange keinen Zusammenhang zwischen ihnen und dem Totenheer. Das auch dann nicht, wenn die schwer zu überprüfende Vermutung, auf den schwedischen Felsbildern der Bronzezeit seien Figuren mit dargestellt, die pelzvermummte Krieger in kultischen Zusammenhängen abbilden würden, tatsächlich Recht haben sollte. Der Berserker und die Helden der nordischen Literatur haben sich zunächst einmal in diese Tiere verkleidet, um deren Kraft zu erben und schreckenerregender auszusehen.

Aber auch den mit den fraglichen Fasnetsmasken wirklich verwandten Gestalten auf dem goldenen Horn von Gallehus (Nordschleswig, um 400 n. Chr.) ist nicht anzusehen, ob sie nun wirklich Totengeister oder andere Dämonen darstellen sollen. Merkwürdig ist nur, daß wir bei der Durchsicht spätgriechischer Zauberpapyri auf ähnliche Gestalten stoßen. Oder entspricht der in Abb. 7 gezeigte Dämon nicht genau den storchenköpfigen Masken in den Nürnberger Schembartläufen des 16. Jahrhunderts (Abb. 8)? Sogar dessen weibliche Brüste sind auf der Zeichnung in dem Papyrus schon angedeutet. Dabei wollten mit diesen vogelköpfigen Wesen zunächst zweifellos Luftdämonen dargestellt sein, im Gegensatz zu den Erddämonen, die vermutlich durch andere, vielleicht durch die pferde-, schweine- oder widderköpfigen Gestalten (Abb. 10) angedeutet wurden. Für sie finden sich in den Papyris ebenfalls Beispiele (Abb. 9). Außerdem sind im ägäischen Kreis eine Reihe löwen-, stier-, widder- und eselsköpfiger Wesen mit menschlichen Leibern nachweisbar, die gleichfalls aufrecht gehen und verschiedentlich in Tierfelle gekleidet sind. Die einen davon werden als Dämonen, die andern als Priester in Dämonentracht gedeutet. Der Minotaurus und die pferdeköpfige Göttin von Phigalia gehören hierher, wobei es sich beim ersteren offenbar um einen aus-



Abb. 6. Villinger Butzesel

gesprochenen Erddämon handelt. Schließlich wird man sich in diesem Zusammenhang auch an die tierköpfigen, aber menschengestaltigen Götterbilder Ägyptens erinnert fühlen.

Fragen wir uns nun nach dem Verhältnis dieser Mittelmeergruppen zu der Darstellung auf dem Horn von Gallehus und zu unseren Fasnetsmasken, so scheint zweierlei möglich. Wir können in diesen Dämonendarstellungen einen ähnlichen Zusammenhang vor uns haben, wie bei dem auf Rädern oder Kufen übers Land gezogenen Schiff, das Almgren in bestimmten Kultszenen auf schwedischen Felsbildern nachweisen konnte, aber daneben auch in Babylon, in Ägypten, Griechenland und Rom, und das in späten französischen Prozessionen sowohl, wie in deutschen und französischen Fasnetsumzügen noch vorkommt. Das heißt neben den der Vermutung nach zu kultischen Zwecken in Tierpelze vermummten Gestalten nordischer Felszeichnungen und einer ebenfalls vermutlichen germanischen Tradition, aus der die allerdings sehr späten Darstellungen auf dem Horn von Gallehus rühren würden, hätten die gleichen Vorstellungen auch im Süden zu entsprechenden Kult-



Abb. 7. Dämon.
Aus einem spätgriechischen Zauberpapyrus



Abb. 8. Dämon im rauhen Kleid. Aus dem Schembartbuch der Pickertschen Sammlung, Nürnberg, Stadtbibliothek, 16. Jahrh.

gebräuchen und Bildformen geführt. Dabei wären die Fasnetsmasken selbstverständlich aus der nordischen Tradition hervorgegangen. Der Blick auf die Beispiele im Süden würde dann nur das eine nahelegen, daß die in dieser Art dargestellten Dämonen auch im Norden nicht unbedingt Totengeister bedeutet haben müssen. Die andere Möglichkeit ist, daß die in den griechischen Zauberpapyris abgebildete Dämonenwelt mit den Römern in unsere Gebiete kam, gelegentlich sogar über den Limes hinauswirkte (Horn von Gallehus) und schließlich eine Tradition bedingt hat, aus der heraus die fraglichen Masken entstanden sind.

Dieselbe Fragestellung gilt auch für eine andere Beobachtung. Wir sagten schon, daß in den Berichten über die „Wilde Jagd" und über das „Totenheer" immer wieder solche Toten eine Rolle spielen, die vor ihrer eigentlichen Zeit gestorben sind, also die gewaltsam Getöteten: die Ermordeten, die gefallenen Krieger und die Hingerichteten. Wir haben aber zum mindesten seit Virgil Belege dafür[10], daß die gleichen Toten auch nach antikem Glauben zunächst umherirren müssen, weil sie vor dem „legitimum tempus fati" verschieden sind und deswegen noch nicht ins Totenreich eingehen können. Dabei erscheinen sie auch dort schon in der Gestalt, die sie im Augenblick ihres Todes hatten, zeigen ihre Todeswunden oder haben noch den Strick um den Hals, mit dem sie gehängt wurden und so weiter, genau so wie die Toten in den Berichten des Ordericus Vitalis und des Geiler von Kaisersberg ihre Gedärme zum Leib heraushängen haben, aufs Rad geflochten sind oder ihren



Abb. 9. Dämon.
Aus einem spätgriechischen Zauberpapyrus

Kopf unter dem Arm tragen. Rührt diese Übereinstimmung davon her, daß für die Berichte in der Art der beiden genannten eine nordische Tradition aus ein- und derselben Urvorstellung maßgeblich war, auf die auch der volkstümliche Glaube im Süden zurückgeht, oder hat die antike Auffassung nach dem Norden hin ausgestrahlt? Fürs letztere spricht, daß „der zu frühe Tod" für ein Totenheer, das ausschließlich auf das Gefolge Wodans zurückginge, eigentlich keine Rolle spielen dürfte. Denn dessen Totenkrieger haben nicht erst auf Einlaß in ein anderes Reich gewartet. Ihr Dasein ist im Gegenteil das ehrenvollste, das Tote haben können. Genau so wie sie sind auch die Gehängten und Hingerichteten nicht zur Strafe dabei. Wodan ist Toten- und Diebesgott zugleich, wie Hermes und der indische Gott Rudra Totenführer, Totengötter und zugleich Schutzpatrone der Diebe und anderer Verbrecher sind. Wie es zu dieser eigenartigen Verbindung kam, und warum sie schließlich zu einem zeitlich bedingten Stehlrecht der Krieger und der kriegerischen Männerbünde kam, schließlich, ob dieses Stehlrecht von diesen dann wieder an die Fasnetsmasken vererbt wurde, mag hier dahingestellt bleiben.

Bliebe noch die Frage, ob die in Tannenreisig, Baumbart oder in grün gefärbte Pelze gehüllten „Wilden Leut", die „Holzleut" bei diesem Deutungsversuch mit Recht zur „Wilden Jagd" gezählt und sogar für die Verkörperung des „Wilden Jägers" gehalten wurden. Gewiß, nach den Nürnberger Schembart-Bildern scheinen sie bei den Umzügen dort eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Sie gehen jedenfalls jeweils in der Mitte der Schembart-Rotten. Aber es sind nicht nur „Wilde Männer", sondern auch „Wilde Frauen". Also dürfte die Vermutung, daß sie sogar den „Wilden Jäger" verkörperten, von vornherein fraglich sein, oder die Tradition war in der Zeit, in der die Bilder entstanden, bereits wieder verwischt und nur das Laufen in der Mitte noch übrig geblieben. Aber abgesehen davon hat die Verbindung der „Wilden Leut" mit der „Wilden Jagd" zunächst manches für sich. Nach dem Charakter, den die „Wilden Leut" in der Volkssage haben, könnten sie tatsächlich dazu passen. Sie sind Waldriesen, Herren des Waldes und Hirten der Waldtiere[11]. Andererseits verkörpern sie in ihrer rauhen, schreckerregenden Art offensichtlich auch das Unheimliche finsterer Wälder und heftiger Stürme. Sie reißen Bäume mitsamt den Wurzeln aus und lassen Menschen, die sie erwischen können, an gebogenen Baumwipfeln in die Luft schnellen. Deswegen tragen die „Wilden Leut" in der Nürnberger Fasnet Bäume mit darangebundenen Puppen mit herum. Daß in dem aus dem 14. Jahrhundert stammenden Gedicht „Luque la Maudite" die Herlekinleute Ähnliches tun, nämlich Bäume ausreißen und mit diesen Turniere



Abb. 10. Dämon. Aus dem Schembartbuch der Pickertschen Sammlung, Nürnberg, Stadtbibliothek, 16. Jahrh.

veranstalten, und daß man deswegen sie und die „Wilden Leut" für ein und dasselbe hielt, war naheliegend. Die Gefahr lag nur darin, daß auch der von Ordericus Vitalis geschilderte Totenzug unter dem Titel „Die Leute des Herlekin" läuft. Aber heißt das nicht soviel wie die Toten, die von Herlekinen oder vom Herlekin geführt, bewacht werden? Sind unter Herlekinen nicht einfach die Teufel zu verstehen, denen die Toten ausgeliefert sind? Dann wäre doch zu erwägen, ob die Herlekine nicht zunächst genauso wie die „Wilden Leut" Wald- und Wetterdämonen waren, die als solche unter dem Einfluß der Kirche zu Teufeln, also Totenführern, Totenpeinigern wurden, zumal man ja gelegentlich auch die Toten im Wald vermutete und Sterben auch als „ze holze gehn" bezeichnet hat. Wenn sie daneben so wie in dem altfranzösischen Gedicht „Luque la Maudite" ihren ursprünglichen Charakter verraten hätten, würde das nur beweisen, daß diese Umdeutung nicht ganz gelungen ist. In dem Fall hätte das wesentlich spätere Entstehungsdatum des Gedichtes nichts zu sagen, während die Stelle bei Ordericus Vitalis nur verraten würde, daß dieser Umdeutungsversuch schon vor dem 11. Jahrhundert eingesetzt hätte. Im übrigen können wir bei uns bis zu einem gewissen Grad etwas Ähnliches beobachten. Im Mittelalter gibt es auch in Norddeutschland Fasnetsmasken, die genauso wie die „Wilden Leut" gelegentlich mit Keulen bewaffnet Tänze aufführten und dabei als „Schowdüwel" bezeichnet wurden. Und die Elzacher „Schuddig" tragen das typische in Stoff übersetzte Zottelgewand der „Wilden Leut". Dabei stellen sie ihrer roten Farbe nach zu schließen Teufel dar. Man hat also auch bei uns den „Wilden Leut" verwandte Dämonen als Teufel bezeichnet, freilich ohne daß sie hier auch tatsächlich den ausgesprochenen Charakter von Teufeln angenommen hätten.

Schließlich ist auch das erstmals um 1600 im Bild nachweisbare Kostüm des nachmittelalterlichen Harlekin kein Beweis dafür, daß sein Vorgänger, der Herlekin, einmal ein Totengeist war. Denn daß es aus vielen immer wieder andersfarbigen Flecken besteht, dürfte einfach deswegen nicht den mit dem Tod eintretenden Zerfall des Körpers andeuten, weil diese Buntfarbigkeit allem nach spät ist, das heißt aus einer Zeit stammt, in welcher der Träger des Gewandes kaum noch in diesem Sinne gedeutet worden sein könnte. Jedenfalls beginnen auch die „Wilden Leut" erst im 15. Jahrhundert bunt zu werden. Zunächst vereinzelt. Nebenher und auch im früheren 16. Jahrhundert (Nürnberg) werden sie immer wieder grün dargestellt. Aber schließlich sind doch alle die Fasnetkostüme, die auf das Zottelfell der „Wilden Männer" zurückgehen, buntfarbig, vor allem die Überlinger Hänsele. Wesentlich ist, daß dieser Übergang zur Buntfarbigkeit auf Bildteppichen zu beobachten ist, sich also offenbar in höfischen und ritterlichen Kreisen vollzogen hat. Wir wissen, daß dort schon im 14. und erst recht im 15. Jahrhundert an Fasnet „Wildmännleins Tänze" aufgeführt wurden. Die Darsteller, Mitglieder des Hofes, waren dabei offenbar noch lange in Felle gekleidet. Auch die auf der französischen Miniatur der Abbildung 4 sind es noch. Aber bei den höfischen „Wildmännerspielen" muß es schließlich doch Brauch geworden sein, statt Fellen entsprechend in lauter „Zaddeln" geschnittene Stoffkostüme zu verwenden. Und dieser Übergang zu Stoffkleidern ist das Entscheidende. Von da ab konnten die Gewänder bunt werden. Dabei mag der in diesen Kreisen beweglichere Sinn auch Schuld daran sein, daß die alte volkstümliche Tradition allmählich eine veränderte Aufmachung bekam. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß auf dem Lande auch später noch die Verkleidung in „Wilde Leut" aus Baumbart und Tannenreisig bewerkstelligt wurde, während die vornehmen Städter in Nachahmung der höfischen Vorbilder schließlich auch Stoffkostüme benützten und deren Buntfarbigkeit offenbar noch weiter entwickelt haben. Die Harlekinkostüme sind aber gleichfalls Stoffkleider, nur daß ihre bunten Flecken nicht wie bei den Blätzles-Kleidern mit einem freihängenden Ende schuppenförmig übereinander geschichtet, sondern in Abständen auf einem Stoffgrund oder ohne einen solchen ringsum aneinander genäht sind. Dieser Unterschied ist nicht inhaltlich, sondern einfach durch eine andere Stilisierung bedingt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Harlekin als Theaterfigur in den höfisch-städtischen Kulturkreis gehört. Sein Vorläufer wird ursprünglich, wie die „Wilden Leut", das Fellkleid der Dämonen getragen haben, das bezeichnenderweise schon im griechischen Theater für die Darsteller der Satyrn üblich war. Dabei ist es bei diesen ohne weiteres klar, daß sie Naturdämonen, keine Totengeister darstellten. Als solche werden sie und die „Wilden Leut" in ihrer menschenköpfigen Aufmachung allerdings bereits einer späteren Schicht wie die tierköpfigen Dämonen entstammen. Als ursprüngliche Waldgeister ist das Fell der „Wilden Leute" schließlich grün geworden. Dabei sind sie in der Sage so deutlich als solche charakterisiert, daß man schon deswegen diese grüne Farbe nicht als Totenfarbe hätte deuten dürfen, nur um sie damit den als Totengeistern vermuteten Herlekinen anzugleichen.

Nach all dem wird man auch diesen Deutungsversuch

nur mit Vorsicht aufnehmen können. Aber auch wenn sich im Verlauf seiner Besprechung die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit alten Dämonendarstellungen aus dem Mittelmeergebiet abhob, ist damit noch lange nicht alles gewonnen. Es scheint sich bei diesen ziemlich sicher um Luft- und Naturdämonen gehandelt zu haben. Daß die „Wilden Leut" in der Sage als Wald- und Wetterdämonen erscheinen und dabei in der Fasnet dargestellt werden, könnte dafür sprechen, daß schließlich auch die anderen Fasnetsmasken wie die Darstellungen aus dem Süden Naturdämonen wiedergeben sollten. Aber dann stünden wir wieder vor der Frage, warum sie aufsagen, also Vorhalte machen, bestrafen und belohnen. Daß sie Opfer verlangen und daß man ihnen diese darbringt, wäre schließlich ohne weiteres verständlich. Aber warum sollen sie als solche alles über die Menschen, über jeden einzelnen wissen und auf Grund eines solchen Wissens strafen beziehungsweise mit neuer Fruchtbarkeit belohnen können? Ja, nach der griechischen Auffassung der Dämonen tun sie es. Denn nach der sind sie eine Art Vermittler zwischen den Menschen, überhaupt der Erde und den Göttern. Sie beobachten jede Tat des Einzelnen und berichten davon ins Jenseits. Umgekehrt bekommen sie von den Göttern Aufträge an die Menschen und für die Erde. Sie besorgen dort ihre Durchführung. Wo dem göttlichen Willen entgegen gehandelt wird, können sie rügen oder Bestrafung erwirken. Weil sie aber die ganze Erde im Auftrag der Götter zu überprüfen haben, sind sie in Wasser-, Luft-, Erd-, in Wald-, Höhlen- und in Vegetations-Dämonen eingeteilt. Das sind sie auch später noch, und auch im Norden. Aber was wissen wir, wie weit sie das dann immer noch, und ebenso als irdische Beobachter der Götter aufgefaßt worden sind?

Bleibt noch kurz auf zwei weniger entscheidende Erklärungsversuche hinzuweisen. Es ist viertens auch schon gesagt worden, das Wilde Heer und die Gestalten der Fasnetsumzüge seien überhaupt nicht vorchristlich[12]. Sie würden ihr Dasein einer Volksetymologie verdanken. Das alte hebräische Beelzebub sei zu Pelzbock umgedeutet worden und auf Grund dieser sprachlichen Verdrehung hätten sich die Leute Pelze angezogen und sich Hörnermasken aufgesetzt um solche Pelzböcke mimisch darzustellen.Und zwar sei das zunächst bei den Nikolausumzügen geschehen. Diese Ansicht ist schon anderweitig mit Recht durch den Hinweis abgetan worden, daß es solche Fasnetsmasken ja auch in Gegenden gibt, in denen man das hebräische Beelzebub nicht mit Pelzbock übersetzen konnte.

Schließlich ist fünftens die Fasnet noch bis in unsere Zeit herein einfach als Tradition aus den römischen Bacchanalien, Luperkalien und Saturnalien angesehen worden. Vielleicht ist manches davon in sie übergegangen, wenn die Gebräuche an diesen Festen nicht überhaupt nur zeitliche und lokalgefärbte Umformungen ein und desselben uralten Brauchs sind.

Alles in allem bleibt also die Herleitung und der ursprüngliche Sinn der Fasnet ungeklärt. Sie hat zweifellos Züge an sich, die tatsächlich aus Fruchtbarkeitsriten herausgewachsen sein müssen. Daß man, wie gesagt, im Mittelalter sterben auch als „ze holze gehn" bezeichnet hat, und die „Wilden Leut" als Walddämonen in der Fasnet eine Rolle spielen, daß es außerdem in einem badischen Ort heißt, die Masken würden beim Betreten des Friedhofs in Staub zerfallen, könnte aber auch für eine Ableitung aus Totenkulten sprechen. Andererseits scheint auf Grund der Aufmachung bestimmter Masken ein Zusammenhang mit Naturdämonen in Mittelmeergebieten gegeben zu sein. Wahrscheinlich werden alle möglichen Traditionen in ihr zusammengekommen sein.

[1] Vor allem Professor Fritz Brüggemann: Vom Schembartlaufen, Leipzig 1936. Brüggemann glaubt, daß die Masken schließlich außer dem Verbergen noch den Sinn gehabt haben, die Dämonen durch Gegendämonen zu verscheuchen. Ähnlich denkt auch Adolf Spamer in seinem Beitrag: „Sitte und Brauch" zum Handbuch der deutschen Volkskunde, II, S. 33 ff. [2] Adolf Spamer: Deutsche Fastnachtsbräuche, Diederichs Verlag, Jena, 1936, S. 39. [3] Otto Höfler: Kultische Geheimbünde der Germanen, 1. Band, 1934, S. 45 ff. [4] Vor allem: Adolf Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, Diederichs Verlag, Jena, 1936, und im Handbuch der Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Peßler, Bd. 2, S. 33 ff. [5] Vgl. Höfler. Dazu Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936. [6] Vor allem Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Bd. 1, 1934. Zudem, worauf hier allerdings weniger eingegangen ist: Karl Neuli, Beitrag: Maske, Maskereien im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens Bd. V, Sp. 1744, und K. Meuli: Bettelumzüge und Totenkult, Opferritual und Volksbrauch, Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1927, Bd. 28, S. 1–40. Ferner Stumpfel: Kultspiele der Germanen, 1936; Zipperer: Das Haberfeldtreiben, 1938; Siemsen: Germanentum im Zunftbrauch, 1942. [7] Rudolf Siemsen: Germanentum im Zunftbrauch, 1942. [8] Rudolf Wolfram: Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936, und vom gleichen Verfasser: Wiener Prähistorische Zeitschrift, 19, 1932, S. 357 ff. [9] J. Agricola: Siebenhundert und funfftzig Deutsche Sprüchwörter, Wittenberg, 1592, Nr. 667. [10] Theodor Hopfner: Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber, in Studien zur Palaeographie und Papyruskunde, Bd. XXI, 1921, S. 84 ff. [11] Will Erich Peuckert: Deutscher Volksglaube des Spätmittelalters, Spemann-Verlag, Stuttgart, 1942, S. 67 ff. [12] K. Meisen: Nikolauskult und Nikolausbrauch, im Abendland, in Forschungen zur Volkskunde, herausgg. v. G. Schreiber, Heft 9–12, 1931.

Narrensprünge

Von Richard Wolfram

Narrensprünge macht wohl jeder von uns schon einmal für sich allein, meint vielleicht mancher, da braucht es keinen Wissenschaftler. Ganz recht. Aber hier meinen wir ein anderes. Durchzieht doch das Heer der fasnächtlichen Gestalten tanzend und laufend, mit Schellengeklingel und mannigfachen Sprüngen in diesen Wochen unsere Heimat. Und nicht nur sie. Denn im Grunde bilden die winterlichen Maskengestalten im ganzen süddeutschen Sprachgebiet eine große Einheit, mögen sie noch so verschieden aussehen und zu verschiedenen Terminen erscheinen. Das Schweizerische „Klausjagen" etwa hat mit dem Heiligen des 6. Dezember wenig mehr als den Namen gemeinsam. Denn es beginnt schon 14 Tage vorher und hat seinen letzten Höhepunkt am Altjahrsabend, wo sich die „Sylvesterkläuse" mannigfach umhertummeln. Vielfach tragen sie von innen erleuchtete, in den Ausschnitten mit farbigem Papier überklebte Kopfaufsätze. Darin gemahnen sie an die „Glöckler" des österreichischen Salzkammergutes, die zu Dreikönig ihren uralten Figurenlauf vollziehen. In den Bewegungen schließen sich die „Iffeler" des Klausjagens aber am ehesten an den Tanz der „Scheller" und „Roller" beim Imster „Schemenlaufen" an, dem Prunkstück der österreichischen Faschingsbräuche, das nicht nur in seinem Namen an das großartige „Schembartlaufen" Nürnbergs im 16. Jahrhundert erinnert.

Es gehört zum Wesen all dieser Gestalten, daß sie in lebhafter Bewegung sind. Kein Wunder; schießt uns doch da die vorfrühlingshafte Sonne zum ersten Male ins Blut.

Mustern wir aber das Auftreten all dieser Masken, so finden wir gewisse Züge, die immer wiederkehren. Und zwar sind es nicht nur die im eigentlichen Sinne „närrischen" Dinge, die der überschäumenden Fröhlichkeit entspringen, wie sie in der Stadt freilich im Vordergrunde stehen. Die Imster Scheller und Roller dürfen während des ganzen, sechs Stunden dauernden Schemenlaufens von ganz geringen Pausen abgesehen nie stillstehen. Wenn sie nicht gerade ihre Sprünge ausführen, müssen sie sich zumindest in zierlich tänzelnder Bewegung befinden. Es ist eine körperliche Dauerleistung, die man kaum für möglich halten würde. Man bringt sie auch in gewöhnlicher Sinnesverfassung nicht zustande. Dazu bedarf es einer gesteigerten Seelenstimmung. In Imst war ein Scheller schlecht gepolstert, so daß ihm die großen umgehängten Glocken einen Hosenknopf ins Fleisch schlugen. Ohne sich groß darum zu kümmern, bat er einen Kameraden, ihm das Ding mit dem Messer wegzuoperieren und dann sprang und schellte er stundenlang weiter, als ob nichts geschehen wäre. Und andere nahmen die Schellen keineswegs herunter, als es mit dem Betläuten um sechs Uhr abends hieß, die Larve abzuziehen. Die ganze Nacht noch hörte man ihre Schellen klingen. Da und dort warf sich einer für ein paar Stunden seitwärts auf ein Strohlager, da man der großen Glocken wegen nicht auf dem Rücken liegen kann. Aber selbst da schnallten sie die Schellen nicht ab!

Die Sprünge der Imster sind sehr anstrengend. Der Scheller mit der Bartmaske und den großen Glocken macht Spreizsprünge, wobei er gleichzeitig ein Bein vor und das andere zurückstellt und mit den Schultern das Heben und Senken der Glocken unterstützt, so daß sie ertönen. Der zierliche Roller mit der glatten Larve aber wendet sich dem Scheller zu, springt zweimal auf einem Bein, das andere in der Luft vorgestreckt; dann hüpft er beidbeinig hoch auf, die Füße scharf nach hinten abgebogen (Abb. 1), dreht sich sogar in der Luft um sich selbst, tänzelt auf den Scheller zu und verneigt sich vor ihm. Bei jedem Sprung bewegt er den Wedel, den er in der rechten Hand hält, ruckartig nach rechts und links. Seine Bewegungen sind von einer unnachahmlichen Grazie, vor allem in den ersten Stunden, solange sie noch die volle Frische und Körperbeherrschung besitzen.

Nicht geringer ist die Ausdauer beim Fasnachtssprung in Herbstein im Vogelsberg. Hier dauert das Springen ganze vier Stunden, immer ein Sprung und zwei Schritte. Je höher und wilder alle springen, um so besser. Vor jedem Hause hält der Zug, und der „Bajaß" springt allein dreimal in die Höhe. Bei jedem Sprung schlägt er in der Luft blitzschnell die Füße dreimal aneinander. Ein Ballettkunststück, das ihm nicht viele nachmachen dürften. Ähnlich schwerelos schnellen die „Bugios" bei der „Mouriscada" in Portugal ununterbrochen in die Höhe, fast magisch, der Erdkraft entrückt. Und ihre Vettern bei den baskischen „Mascarades" kreuzen im Hochsprung sogar dreimal die Beine in der Luft.

Wer eine Mascarade einmal sah, dem wird kaum der



Abb. 1. Imster Schemenlaufen. Der Tanz von „Roller" und „Scheller"
Aufnahme: Rübelt-Wien

Gedanke an Narrentum und Faschingsübermut kommen. Denn die „Schönen" der Tänzer (alle diese Gruppen gliedern sich in „Schöne" und „Häßliche"), die hier ihre ungeheuer schwierigen Figuren ausführen, sind von einem tiefen Ernst. Man spürt hier unmittelbar , daß wir Handlungen vor uns haben, die von besonderen Vorstellungen und Kräften erfüllt sind. Was sie tun, muß seinen Sinn haben, und sie sind sich ihrer Würde auch durchaus bewußt.

Blicken wir uns um, so finden wir Reste solcher Vorstellungen auch in unseren Gegenden. Halb scherzhaft und halb geglaubt sagen sie auch in Tirol, daß es ein gutes Jahr gibt, wenn die Imster „in d'Schälle gehn". In Unken sah ich selbst, wie ein Bauer die Perchten nicht nur auf dem Weg zu seinem Haus laufen ließ. Sie mußten trotz des tiefen Schnees auch im Obstgarten springen. Gesprochen wurde weiter nichts, aber jeder wußte, warum. Auch die Gasteiner Schönperchten, die sich trotz ihrer meterhohen und bis zu 40 kg schweren Kopfaufsätze vor jedem Bauernhof im Tanz drehen und dann bis zur Waagrechten verneigen – eine athletische Leistung – bringen den Segen für das eben begonnene Jahr. Eine der Masken, ganz im Zottelgewand, wirft an einer Schnur eine als Wickelkind geformte Puppe den Frauen zu, denen er wohl will. Und nur denen! Eine von ihnen hörte ich erschreckt ausrufen: „Aber na, heuer net!" Auch das eine Handlung, die zum Wunsch nach allgemeinem Gedeihen stimmt. Wie ja wohl das Wort Fasnacht mit „fasen" zusammengehören dürfte, und das bedeutet „wurzeln, gedeihen, fruchten".

Was die Masken bringen, ist also ursprünglich das Gedeihen. Das aber können sie nur, wenn sie nicht in ihrer menschlichen Alltagsgestalt erscheinen, son-



Abb. 2. Springender Percht nach einer Zeichnung im Salzburger Museum

dern im wahren Sinn des Wortes als „Verwandelte", Träger besonderer Kräfte. Die gesteigerte Seelenstimmung, in der diese Kräfte auch dem Ausführenden selbst fühlbar werden und von dem sie ausstrahlen auf alle, findet ihren besonderen Ausdruck in der starken Bewegung, wird auch durch sie mit geschaffen. Wundersam fließt hier eins ins andere. Schon das Maskenerlebnis für sich verwandelt. Hat es wohl doch schon fast jeder einmal am eigenen Leib erfahren, wie „es" in einem zu reden und zu handeln beginnt, wenn man eine Maske auf hat. Man gibt sich nicht Rechenschaft darüber, woher einem dies zufliegt. Und nun erst die Bewegung, die das alles noch steigert. Wer in der Natur lebt, sich eins fühlt mit ihr, für den sind gleichnishafte Handlungen nichts Wirkungsloses, vom Gesamtgeschehenen Getrenntes. Er hat ja teil daran und vermag ins Geschehen einzugreifen. Sein tanzender Fuß berührt die schlummernde Erde, die Entfaltung seiner Kraft strömt ein in die gesamte Natur, der Klang seiner Schellen dringt weckend zum Keim unter der weißen Decke. Denn das Aufgelärme gehört zu all diesen Vorfrühlingsbräuchen, sei es als Peitschenknallen, Schellenklingeln oder sonstwie. Im Zusammenklang der ganzen Gruppe vermag sich das Schellen zu berauschendem Dröhnen zu steigern. Man erlebe es nur einmal, wenn beim großen „Narrensprung" in Rottweil Tausende von Schellen gleichzeitig zu tönen beginnen. Und die Schellenkränze der einzelnen Narros sind gewaltig, bis zu 30 kg schwer. Auch das eine grandiose Leistung.

Die österreichischen Alpentäler, vor allem im Salzburgischen, sind voll von Geschichten über das unglaubliche Springen der Maskenläufer. Immer höher, immer verwegener sprangen sie, bis sich einer selbst über die Brunnensäule und ein Hausdach hinwegschwang. „Und da sein den andern die Haar aufg'standn und sie sein still auseinander", sagte mir der alte Weigl in Krimml. Die Tanzenden wurden selbst von der Dämonie des Übernatürlichen ergriffen, mitten im Spiel. Noch lange aber zeigte man an der Decke mancher Toreinfahrt im Pinzgau die Fußspuren besonderer Perchtenspringer, wie des Wastl Simmer in Piesendorf. „Sonst war er ein stiller Mensch, aber im Springen tat es ihm keiner gleich".

Der Tanzschritt gehört zum Überpersönlichen der Maske, er ist gleichsam Geisterschritt. Das Geisterhafte steigern sie aber bis zum wahren „Lufttanz" durch Springen mit langen Stöcken. Man lese etwa, was Spaur im Jahre 1800 über das Perchtenlaufen im Salzburgischen berichtet. Die maskierten und schellen-



Abb. 3. Springender Federhannes aus Rottweil
Aufnahme: Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart



Abb. 4. Neun Morisken-Tänzer. Goldschmiedmodelle, letztes Viertel des 15. Jahrh., je etwa 25 mm hoch
Amerbachische Kunstkammer in Basel

behangenen „Pursche" sprangen bei ihrem nächtlichen Zug mit Hilfe der Stöcke über Gräben und Zäune und manch einer „berührte mit seinen Fußsohlen sogar die Decke des Zimmers". Alte Zeichnungen im Salzburger Museum geben springende Perchten mit ihren Stöcken wieder (Abb. 2). Wer ihr Gegenbild heute noch erblicken will, der gehe nach Württemberg und schaue sich die Sprünge des „Federhannes" an! (Abb. 3.) Ihm haftet – mehr noch als manchen anderen Masken – auch etwas nicht Geheures an.

Vielleicht die wildesten und groteskesten Tänzer dieser Art, die wir besaßen, waren wohl die Moriskentänzer. Was wir in Deutschland und Frankreich von ihnen wissen, danken wir nebst Archivnachrichten alten Plastiken und Stichen, von denen ein neuer Fund aus dem Basler Museum hier abgebildet sei (Abb. 4). Vielfach trugen sie Schellenkränze nicht nur an den Beinen, sondern auch Armen, was die starken Verrenkungen des Oberkörpers neben den Beinschwüngen mit erklären mag. Sofern dies nicht aus der Ekstase stammt, denn da ist der Mensch zu allerhand fähig. Man denke nur an die Raserei der Boogie-Woogie-Konkurrenzen. Gerade da wird uns auch der Abstand dieses zügellosen Tuns bewußt. Denn noch in der größten Steigerung der Brauchtumshandlung bewegt sich das Tun in vorgezeichneten Bahnen, nicht schran-

kenloser Willkür. Selbst das Toben der Masken dient und gehorcht im Brauch noch einer höheren Ordnung!

Moriskentänze gibt es heute noch in Spanien und England in voller Lebendigkeit. Freilich in etwas anderer Art, straffer, gebändigter, eingefügt in den Rhythmus des Jahreslaufes. Man hat viel nach Resten dieser Tänze bei uns gesucht, bisher vergebens. Als ich vor nunmehr 17 Jahren den Rottweiler Narrensprung erleben durfte, glaubte ich nicht recht zu sehen. Wahrhaftig, was sie machen ist einer der wichtigsten Sprünge der englischen Morristänzer, die „Slow Capers", wie ich sie in Oxfordshire seinerzeit gelernt hatte! Man springt mit einem Fuß hoch und wenn man auf dem anderen auf den Boden kommt, schleudert man den ersten – als ob man ihn nach vorne stechen wollte – vorwärts und läßt ihn vorgestreckt in der Luft. Nun müssen die Schellen natürlich durch Bewegungen zum Ertönen gebracht werden. Daraus kann sich an verschiedenen Orten unabhängig voneinander ähnliches entwickeln. Es ist aber ebenso möglich, daß wir im Rottweiler Narrensprung einen letzten, ehrwürdigen Nachklang unserer seit Jahrhunderten verklungen geglaubten Moriskentänze vor uns haben. Das wäre eine wirkliche Entdeckung. Wie dem auch sei, auf jeden Fall sind all die fröhlichen Gestalten unserer Brauchtumsfasnacht, die schellenklingelnd das Jahr einspringen, ein Stück ewig jungen Lebens. In ihnen fließt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen. Mögen sich Äußerlichkeiten wandeln; mögen sie im verschiedenen Schritt ankommen, die Villinger, Rottweiler, alle die Hanseles, Schuddigs, Narros, die Schemen, Röllelibutzen, Perchten, Glöckler und Schellenrührer – solange sie springen, ist uns nicht bang. Denn in ihnen spüren wir den Frühling und die Kraft unseres Volkes, die Schlacken des Jahres abzustreifen und jegliche Trübsal zu überwinden, wie in undenklicher Zeit.

Fasnacht im altwirtembergischen Dorfe

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Durch amtliche Verordnung wurde im Jahre 1952 das in den evangelischen Landesteilen Württembergs bisher als kirchlicher und bürgerlicher Feiertag geltende „Erscheinungsfest" (Epiphanias, Hl. Drei Könige, 6. Januar) im Austausch gegen den neu eingeführten „Buß- und Bettag" im November seines Charakters als allgemein geltender Feiertag entkleidet. Im Zeitpunkt der Einführung dieser Neuerung hatte dieser Vorgang im volkstümlichen Leben zunächst noch keine einschneidenden Auswirkungen, da im Jahre 1952 das Erscheinungsfest auf einen Sonntag fiel. Der weithin geübte Brauch, den kerzengeschmückten Christbaum bis zum 6. Januar, bis zum Ende der „Zwölften", der zwölf heiligen Nächte der Weihnachtszeit also, stehen zu lassen, erfuhr erst im gegenwärtigen Jahr 1953 eine empfindliche Störung, als das Erscheinungsfest auf einen Werktag fiel. Diese Störung machte sich bereits jetzt bemerkbar in einer nun auftretenden Unsicherheit der Brauchüberlieferung, da der 6. Januar nicht mehr als der die Weihnachtszeit abschließende und die darauf folgende Fasnachtszeit eröffnende Richttermin auch nach außen in Erscheinung tritt. So ließ sich beobachten, daß die Kerzen am Christbaum bereits am Neujahrstag erloschen und daß besonders die in der Öffentlichkeit aufgestellten Christbäume selbst schon an diesem Tage wieder entfernt wurden, wenn sie auch, alter Überlieferung getreu, in manchen Dörfern doch noch bis zum 6. Januar stehen blieben.

Hier spielt sich in der unmittelbaren Gegenwart ein Vorgang ab, an dessen Beispiel sich vielleicht ablesen läßt, welche Einwirkung in früherer Zeit ähnliche behördliche Maßnahmen auf das Verschwinden überlieferter Bräuche, die an bestimmte Festzeiten gebunden waren, gehabt haben. Noch ist das Erscheinungsfest als Schlußtermin des Weihnachtszyklus, als „Oberster" genannter alter Jahresanfang in der volkläufigen Überlieferung lebendig. Der behördliche Eingriff aber wirft die Frage auf, was aus diesem nun „abgeschafften" Feiertag in den evangelischen Landesteilen in Zukunft werden wird, was in mehr oder minder absehbarer Zeit noch in der Erinnerung des Volkes haften bleiben wird und ob Bräuche oder brauchtümliche Vorstellungen, die sich heute noch mit diesem Tage verbinden, auf andere Termine abwandern werden.

Das führt uns auf die Frage, ob wir nicht auch heute schon bei gewissen rudimentären Bräuchen und Vorstellungen auf ähnliche Vorgänge in der Vergangenheit schließen dürfen und ob wir aus den belegbaren

Umwandlungen älterer Zeit die künftige Entwicklung ablesen können. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür scheint mir die Tatsache zu sein, daß es heute in den evangelischen Landesteilen Württembergs vielfach um die Fasnachtszeit üblich ist, am Fasnachtssonntag oder am Sonntag nach Fasnacht Küchle zu backen und diese „Fasnetküchle" zu nennen. An diese Tatsache möchte ich die Behauptung knüpfen, daß sie die letzte noch lebendige Erinnerung an einst auch im protestantischen Württemberg vorhandene Fasnachtsbräuche mannigfaltiger Art ist. Nicht minder bedeutsam ist in diesem Zusammenhang, in evangelischen Orten Redensarten zu hören wie etwa: eines kommt daher wie die alt' Fasnet, wenn zum Beispiel ein Kind sich spielend mit alten Kleidungsstücken behängt.

Es hat sich bei der Behandlung solcher Fragestellungen als zweckmäßig erwiesen, von einem örtlich klar begrenzten Standort auszugehen, um an Hand eines lokalen und belegbaren Beispiels den ganzen Fragenkomplex aufzurollen und späterer eingehender und großräumiger Untersuchung darzubieten. Als Ausgangspunkt möge mir daher die Gemeinde Ebhausen-Wöllhausen bei Nagold dienen. Sie ist mit ihren heute rund 1600 Einwohnern mit noch wenigen Ausnahmen eine evangelische Gemeinde, nach einstiger Hohenberger Herrschaft um 1440 in den Besitz der Grafen von Württemberg übergegangen, damit im Zuge der Reformation, nach vorheriger kirchlicher Zugehörigkeit zu der benachbarten Rohrdorfer Johanniter-Kommende, evangelisch geworden, eine Zeitlang sogar stark dem Separatismus und Pietismus zugewandt.

In Ebhausen ist es in Bezug auf eine gewisse Begehung der volkstümlichen Fasnacht allgemein Sitte, am Fasnachtssonntag die „Fasnachtsküchle", ein rautenförmiges Schmalzgebäck, zu backen. Auch die Redensart „kommt daher wie die alt' Fasnet" ist bekannt und wird im angeführten Sinn gelegentlich gebraucht, jedoch zu beliebiger Zeit und nicht in ursächlichem Bezug auf die Fasnacht. Doch weisen diese beiden Tatsachen bereits nach, daß im volkstümlichen Denken und in der Sitte eine Erinnerung an die Fasnacht besteht. Dazu kommt, daß ältere Einwohner zu berichten wissen, zur Zeit ihrer Großeltern seien um Fasnacht die Frauen in einer Wirtschaft zusammengekommen, zu welcher Zusammenkunft kein Mann Zutritt gehabt habe. Habe ein Mann sich dabei blicken lassen, so sei er mit Schlägen wieder hinausgetrieben worden.

Wertvollen Aufschluß darüber, daß diese Erinnerungen eine reale Wurzel haben, geben die Kirchenkonventsprotokolle der Pfarrgemeinde Ebhausen-Wöllhausen des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, zu einer Zeit also, als die Reformation längst abgeschlossen war, der man nachsagt, sie habe, wenn je einst Fasnachtsbräuche vorhanden waren, diese „abgeschafft". Ganz offensichtlich haben sich Bräuche und Vorstellungen trotz vieler und sich über einen langen Zeitraum erstreckender kirchlicher und weltlicher Verbote noch lange Zeit hindurch gehalten, und sie klingen bis in die Gegenwart nach.

Der älteste urkundliche Nachweis des Begehens der Fasnacht im evangelischen Ebhausen erscheint in diesen Protokollen am 24. Februar 1687 mit den Worten: „Folgende Mägdlein sind wegen nächtlichen tantzens vnd Zechens in der Fasnacht im wirthshauß vorbeschieden worden." Am gleichen Tage des Jahres 1701 werden Ebhauser Jugendliche vor den Kirchenkonvent zitiert, weil sie „den Faßnachts-Tantz angestellt, den Spielmann Von Ebershardt abgeholt, Vnd doch das Schultheißen-Amt Nicht darum gefragt" hätten. Dieser Eintragung zufolge moniert der Kirchenkonvent weniger die Tatsache der Fasnachtsveranstaltung selbst, als das Versäumnis der Einholung behördlicher Erlaubnis dazu. Daß fasnächtliche Vermummungen üblich waren, weist das Protokoll vom 18. Februar 1709 nach, wenn es einen Ebhauser zur Verantwortung zieht, „welcher am AscherMittwoch in Narren-Kleidern geloffen". Auch am 1. März 1715 wird drei Ebhausern vorgeworfen, sie hätten „an Faßnacht in der nacht *unerlaubt* einen tantz angestellt, sich Voll getrunken, allerley *narrentheidungen* getrieben". Ein Eintrag vom 17. Mai 1715 fragt auf Grund dieses Vorkommnisses: „Ob die ledige bursch erlaubnus haben, an der Faßnacht, *wenn ein tantz erlaubt* wird, mit den mägdlein im Dorff herum zu gehen und in den häusern zutantzen." (Auszeichnung vom Verfasser.)

Das hier angeführte Herumgehen der Burschen mit den Mädchen muß ein besonderer Bestandteil der Fasnachtsbräuche gewesen sein. Wie dieser Brauch etwa ausgesehen hat, bezeugen zwei weitere Niederschriften. Am 24. Februar 1711 wird berichtet: „Ebhauserbuben gehen an Faßnacht umher unter der Bettstund und sammlen Eyer, tantzen in den Stuben, führen die Mägdlein umher an der Hand", und am 17. Mai 1715: „Sey bey der Faßnacht ein übler gebrauch, da die junge bursch pflegen eyer zu samlen, mägdlein bey der Hand in dem Dorff herumzuführen, in den häusern zu tanzen."

Der Sonntag nach Fasnacht (Invocavit) wird, wie auch sonst, vielfach in evangelischen Gegenden im Volksmund „Weißer Sonntag" genannt, an dem bis in die Gegenwart das Backen von Fasnachtsküchle üblich ist. Erst in neuester Zeit verwischt sich die Erinnerung

insofern, als häufig die Fasnachtsküchle bereits am Sonntag vor Fasnacht, dem eigentlichen Fasnachtsonntag, erscheinen. Der Sonntag nach Fasnacht bringt, wie der Aschermittwoch, in den Gegenden der lebendig überlieferten Bräuche häufig die „Weiberfasnacht". Auch hierzu wissen die Ebhauser Kirchenkonventsprotokolle etwas zu sagen. Am 1. Mai 1716 wird protokollarisch festgehalten: „Am Weißen Sonntag ist es die gewohnheit, daß man den weibern einen Kuchen aus altem herkommen gibt, und kommen auch männer darzu, essen und trinken miteinander." Und am 12. Juni 1716 (die Vorgänge kamen oft erst nach Monaten zur Verhandlung vor den Kirchenkonvent) notiert der den Vorsitz führende Pfarrer: „ich habe auch darbey geandet, man solle diese gewohnheit am Weißen Sonntag, da männer und weiber am sonntag zusammen kommen, abschaffen." Trotz dieser Forderung des Pfarrers im Anfang des 18. Jahrhunderts hat sich der Brauch noch lange gehalten, wie die Erinnerung heute noch lebender Ebhauser an die Zusammenkunft der Frauen an Fasnacht nachweist.

Im weiteren Sinne darf man auch, obwohl an sich bereits in den Frühlingskreis der Jahreslaufbräuche gehörend, den Sonntag Lätare zum Fasnachtskreis zählen, zumal er als „Mittfasten" in die kirchliche Fastenzeit fällt. Er hat nach Paul Walther (Schwäbische Volkskunde, 1929) im Allgäu die Bezeichnung „Rosensonntag" und wird dort mit Wirtshausbesuch begangen, wobei die Männer mit ihren Frauen oder Bräuten „d'Schöene und d'Stärke" trinken. Im protestantischen Ebhausen kannte man diesen „Rosensonntag" und den dazugehörigen Wirtshausbesuch auch, wie folgende Eintragungen in den Kirchenkonventsprotokollen ausweisen. Am 22. April 1736 wird gerügt, daß einige Einwohner „am rosen Sonntag . . . wider das Von der Cantzel geschehene Verbott gezehret" haben. Zwei Jahre später, am 16. März 1738, werden mehrere Mädchen vor den Kirchenkonvent geladen, weil sie „wider das ehmalige Verbott den so genanndten Rosen–Sonntag celebrirt, i. e. sündl. weise im wirthshauß deß Herrn tag entheiliget haben", und gleich darauf, am 23. März 1738, wird nochmals gegen eine Einwohnerin verhandelt, die „auch wie die andern mägdle am rosen-Sonntag im wirthshauß gewesen" war.

Soweit die Nachweisungen allein in einer einzigen protestantischen Gemeinde Württembergs, daß um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert vielgestaltige Fasnachtsbräuche lebendig gewesen sind und sich trotz Verboten halten konnten. Wir sind aber in der Lage, auch für einen weit näher an der Gegenwart liegenden Zeitraum ähnliche Nachweise zu erbringen, nämlich für die Zeit um 1900 beziehungsweise für das 19. Jahrhundert. Hier schöpfen wir aus einer besonders wertvollen Quelle, aus den auf Veranlassung von Karl Bohnenberger um 1900 von Lehrern gefertigten sog. „Konferenzberichten", bei denen die Lehrer wahlweise die örtlichen volkstümlichen Überlieferungen zum Gegenstand ihrer schriftlichen Jahresarbeit nehmen konnten. Da damals in Besonderheit alte Einwohner nach der Überlieferung befragt wurden, sind diese Darstellungen als eine Wiedergabe des Überlieferungsbestandes etwa um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu werten.

Aus diesen Darstellungen geht hervor, daß mindestens der Fasnachtstermin in vielen evangelischen Orten brauchmäßig beachtet wurde. Selbstverständlich erscheint häufig der Hinweis auf die Fasnachtsküchle. Darüber hinaus wird vielfach berichtet, daß die Sitte der Spinnstuben (Lichtgang, Lichtkarz) noch ausgeübt wurde oder daß man sich noch wenigstens an sie lebhaft erinnerte, wobei als Beginn der winterlichen Spinnstubenzeit Martini (11. November) genannt wird, als Abschluß aber eben Fasnacht. Wenn auch nicht für Ebhausen selbst, so doch für seine Nachbarschaft im ehemaligen Oberamtsbereich wird Fasnacht in diesen Berichten ausdrücklich als Schlußtermin der Spinnstubenzeit genannt in Emmingen, Haiterbach und Schietingen (letzteres in unmittelbarer katholischer Nachbarschaft). Übereinstimmend sind die Angaben, daß an Fasnacht die letzte Spinnstube des Winters mit besonderem Schmaus, mit Backen von Küchle oder „Berten" besonders gefeiert wurde.

Die Aufzeichnung aus Emmingen bei Nagold weiß dazu noch von einem ausgesprochenen Fasnachtsbrauch, dem Pflugumziehen, zu erzählen. Dort wurde noch um 1900 der Abschluß der Spinnstuben an Fasnacht mit einem gemeinsamen Schmaus begangen. Die Burschen des Ortes aber zogen vorher mit einem alten Pflugkarren, an dem ein „Geröll" (Schellengeläute) angebracht war, unter Lärmen und Peitschenknallen durch das Dorf und vor die Häuser der „Vorsitzmädchen" genannten Spinnstubenmädchen und sammelten von diesen Mehl ein, das von den Mädchen dann für den Schmaus beim fasnächtlichen Lichtkarz verbacken wurde.

Paul Walther meint a. a. O., daß die Feier des „Scheibensonntags" am Sonntag nach Fasnacht (Invocavit, Scheiben- oder Funkensonntag), wie sie in Oberschwaben und im südlichen Schwarzwald noch gehalten wird mit Abbrennen von Höhenfeuern, Fackelschwingen und Werfen brennender Holzscheiben, einst im ganzen Lande verbreitet gewesen sein mag. Er weist

dabei auf das zahlreiche Vorkommen von entsprechenden Flurnamen, wie „Scheibenbühl", hin. In Ebhausen gibt es eine Flur „Scheibenberg" am Hang des Stuhlbergs (die heutige mundartliche Form „Scheifelberg" bedarf allerdings noch der endgültigen Klärung). An diesem „Scheibenberg", in dessen nächster Nähe der „Eierberg" liegt, auf den die Kinder zum österlichen „Eierrugeln" gingen und gehen, veranstaltet die Jugend alljährlich am Heiligen Abend ein Fackelschwingen, ähnlich auch in Altensteig, Berneck und anderen Orten (zum Teil mit abweichenden Terminen), mit einem die Brauchhandlung abschließenden Abbrennen eines großen Feuers. Dieser Brauch ist in älterer Zeit nicht nachweisbar, auch der Konferenzbericht von 1900 schweigt darüber, dagegen will mündliche Überlieferung von einer Neueinführung nach dem Altensteiger Vorbild kurz nach 1900 wissen. Wenn auch hier der Nachweis alter Überlieferung mangelt, so veranlaßt doch die Tatsache, daß dieses Fackelschwingen an einem „Scheibenberg" stattfindet, zu Überlegungen, ob es sich vielleicht doch um einen letzten, möglicherweise um 1900 wiederbelebten Rest von Bräuchen des Funkensonntags handelt, der sich von diesem – nicht als besonderer Feiertag zu wertenden – Tag auf den Heiligen Abend verlagerte. Doch mag dieser Hinweis zunächst lediglich als Abrundung der Betrachtung dienen, die darzulegen versucht, daß man nicht davon sprechen kann, daß die evangelischen Landesteile Württembergs a priori als „fasnachtfeindlich" bezeichnet werden müssen.

Lichtreklame im Straßenraum

Wer in der Großstadt lebt, hat sich an den farbigen Hexensabbath von Lichtreklame einigermaßen gewöhnt, soweit seine Augen mittun; aber auf dem Land wirkt sich das Vorbild der Stadt oft schlimm aus. Da gibt es in Dörfern und Kleinstädten noch schöne Gassen, alte Wirtshäuser und schlichte Kramläden, von denen man angeheimelt und nicht angeschrien wird. Da hängen noch alte Wirtshausschilder zierlich und durchsichtig in den Straßenraum herein, ohne diesen zu stören; ja sie erfreuen das Auge und verstehen es, zur Einkehr einzuladen. Freilich leuchten sie bei Nacht nicht. Darum greift man zum Mittel der städtischen Lichtreklame mit Glaskästen und Schriften, die von innen beleuchtet werden. Aber diese Kästen vertragen sich nicht mit dem alten Wirtshausschild. Sie sind blöckisch und plump, langweilig und geistlos, sie stoßen ab, anstatt einzuladen, und verjagen alle Poesie aus der alten Gasse. Die Brauerei muß noch ihr Markenschild anhängen, damit das Ganze noch häßlicher wird. Überhaupt diese Brauereien! Nur wenige geben sich Mühe, auch aus der Lichtreklame etwas Hübsches zu machen. In der Regel genügt es ihnen, laut zu sein. Ob dies wohl zu der hergestellten Flüssigkeit gehört, die man den Gästen aufzwingt, weil man der Güte nicht ganz traut? Kein Mensch fragt auf dem Land danach, welche Biersorte in einer Gaststätte ausgeschenkt wird. Jedenfalls verträgt sich ein altes Wirtshausschild nicht mit der üblichen Lichtreklame. Kann man aber auf diese nicht verzichten, so sollte eine handwerklich gut gestaltete Laterne über der Haustüre oder eine Aufschrift in leuchtenden Buchstaben auf der Wand oder ein hübsches Markenzeichen, das in die Architektur eingeht, auch genügen. Es ist aber eine geschmacklose Übertreibung, wenn ein und dasselbe Markenzeichen gar noch mehrmals auf die Hauswand genagelt wird, als ob dies der Brauerei



oder der betreffenden Marke von Zigaretten und dergleichen irgendeinen Vorteil brächte! Die Reklame ist in der Tat heute zu einer Landplage geworden. *Schw.*

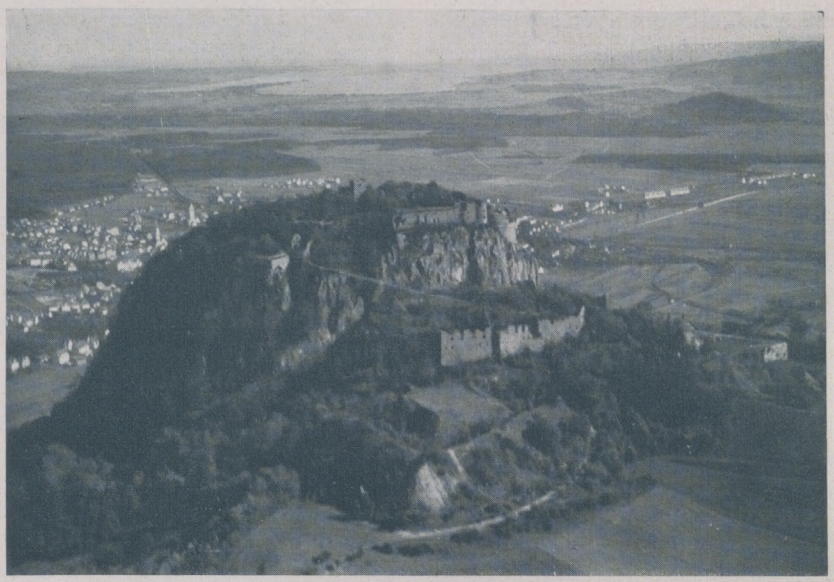


Abb. 1. Der Hegau von Süden. Reihenfoge der Berge von links nach rechts: Hohenstoffeln, Hohentwiel, Hohenhöwen, Mägdeberg und Hohenkrähen
Aufnahme: Luftverkehr Strähle-Schorndorf

Die Entstehung der Hegau-Vulkane

Von Hans Schwenkel

Jedem Besucher des Hegaus, und wäre es auch nur auf einer flüchtigen Durchfahrt im Zug oder im Kraftwagen, kommt sofort die Frage nach der Entstehung der Vulkanberge, die immer etwas Geheimnisvolles und Rätselhaftes an sich tragen. Der erste Berg, der neben der Bahnlinie bei Engen auftaucht, ist der wuchtige Hohenhöwen, 814 m hoch. Dann folgt der schlankere, am Rand einer Hochfläche schroff aufsteigende Hohenkrähen, der weniger auffallende Mägdeberg und schließlich bei Singen der Felsklotz des Hohentwiels (689 m). Dazwischen sieht man auch in einiger Entfernung den höchsten Berg des Hegaus, den Hohenstoffeln (845 m) mit seinen zwei Gipfeln aufragen. Eine größere Anzahl kleinerer Vulkanberge ist außerdem noch vorhanden. Sie ordnen sich ungefähr in zwei Reihen von Norden nach Süden, wobei die östliche Reihe einen Kern aus Phonolith aufweist, dagegen die westliche einen solchen aus Basalt. Am Hohenstoffeln sind sogar mehrere Basaltstiele vorhanden. Phonolith und Basalt sind Feuergesteine, durch Erstarrung eines Schmelzflusses (Magma) entstanden, der aus der Tiefe aufgestiegen ist. Diese Gesteine enthalten keinen freien Quarz und sind unter sich „blutsverwandt". Sie zeichnen sich durch einen hohen Gehalt an den sogenannten basischen Elementen aus, wie Natrium, Kalium, Kalk, Aluminium, Eisen und Magnesium, die fast restlos an Kieselsäure gebunden sind.

Der Laie nimmt an, daß die Berge durch vulkanische Tätigkeit aufgeschüttet sind, und daß sich innerhalb der Auswurfstoffe die Feuergesteine am besten behauptet haben. Die Wissenschaft hat sich mit der Frage schon immer befaßt. Früher bestand die Auffassung, als ob die pfropfenförmig in den Vulkanschloten steckenden Basalt- oder Phonolithkerne nach der Erstarrung sich noch gehoben hätten, so daß sie heute über ihre Umgebung zum Teil beträchtlich emporragen. Eine genaue Untersuchung hat aber ergeben, daß die Vulkane weder aufgeschüttet noch durch spätere Hebung der Phonolith- und Basaltpfropfen entstanden sind.

An den Hegauvulkanen konnte man nachweisen, daß es ursprünglich durch gewaltige Gasexplosionen entstandene Durchschlagsröhren waren, die bis in große Tiefen hinunterreichen. Denn bei den Gasausbrüchen, mit denen die vulkanische Tätigkeit begann, wurden

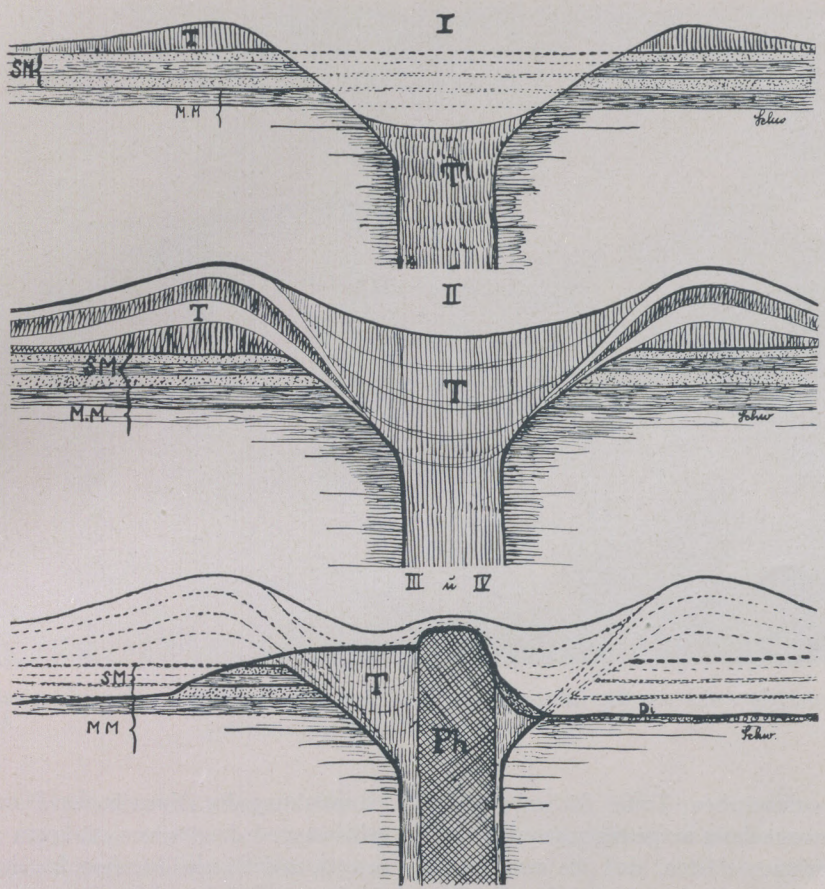


Abb. 2. Die Entstehung des Hohentwiels in schematischer Darstellung.

Zeichenerklärung: Ph = Phonolith, T = Phonolith-Tuff, SM = Süßwassermolasse, MM = Meereswassermolasse, D = Diluvium. Schnitt etwa W – O.

I Der Aschenvulkan nach der Hauptsprengung. Ein flacher Tuffwall sitzt der miocänen Landoberfläche aus der Landoberfläche aus der Zeit der Öhninger Schiefer auf. Der Schlot mit Tuff gefüllt.

II Die Endstufe des Aschenvulkans nach langer Tätigkeit. Es ist niemals Lava ausgeflossen. Der Tuffwall von mäßiger Höhe, nach außen in eine Decke übergehend. Der Krater durch letzte schwächere Exposionen hoch herauf mit Tuff gefüllt.

III In den zur Ruhe gekommenen Aschenvulkan ist der Phonolithpfropfen eingedrungen, ohne die Oberfläche ganz zu erreichen.

IV Der heutige Zustand der Abtragung und Verwitterung. Auf dem Tuflberg sind Reste eiszeitlicher Ablagerungen zu denken.

Die Darstellung ist ein Versuch, eine mit den Tatsachen – soweit bis jetzt bekannt – in Einklang stehende Vorstellung zu veranschaulichen.

Urgesteine (Granit und Gneis), Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, festere Schichten des Schwarzen, Braunen und vor allem des Weißen Juras ausgeschleudert und zusammen mit vulkanischer Asche, die allerdings vorherrscht, wieder abgesetzt. Zum Teil sind diese Auswurfsmassen wieder in den Schlot zurückgestürzt, zum Teil ringsum abgelagert worden. Die Ausbrüche müssen am Anfang fast den Charakter von Explosionen einer Atombombe gehabt haben. Denn die vulkanische Asche ist sehr weit vom Wind fortgeführt worden, muß also sehr hoch hinaufgeschleudert worden sein. Die im Hegau vorkommenden tertiären Schichten schließen im allgemeinen im Hegau mit der sogenannten Oberen Süßwassermolasse ab, die bald aus Kalk, bald aus Jurageröllen, Mergeln und Sanden besteht und in großen Süßwasserseen abgelagert worden ist. Zeitlich fällt sie in das späte Miozän. Erst der obersten Süßwassermolasse mischt sich gelegentlich vulkanische Asche bei, so zum Beispiel bei Öhningen am Bodensee, während auf dem



Abb. 3. Den Hohentwiel von der Rosenegg aus. Man sieht den Phonolithpfropfen mit seinem Steilhang gegen Singen Aufnahme: Lohrmann

Festland die vulkanischen Tuffe flächenhaft der Oberen Süßwassermolasse aufgetragen worden sind. Man wird annehmen dürfen, daß die vulkanische Tätigkeit längere Zeit dauerte, und daß viele Gasausbrüche einander folgten, da der Oberen Süßwassermolasse Tuffschichten bis zu 100 m Mächtigkeit aufgelagert worden sind. Solche Deckentuffe sind zum Beispiel westlich der Bahnlinie Engen–Singen in großer Ausdehnung erhalten.

Weiter wird man annehmen dürfen, daß rings um die einzelnen Ausbläser flache Kraterwälle entstanden waren, und daß die trichterförmige Erweiterung der Explosionsschlote sich jeweils wieder mit Tuff füllte. Man unterscheidet daher Deckentuff und Schlottuff. Zu einem Ausfließen von Lava, wie wir das etwa vom Vesuv kennen, kam es nie. Die Gasspannungen der Tiefe ließen allmählich nach, die Explosionen wurden schwächer und hörten schließlich ganz auf. Erst dann wurde in den Tuffröhren basaltisches oder phonolithisches Magma langsam heraufgepreßt. Doch erreichte das aufdringende und langsam erstarrende Magma die Erdoberfläche nicht, was man aus der Beschaffenheit der Gesteine schließen kann. Gegen Ende der Miozänzeit waren die Vulkane alle erloschen. (Vgl. die Abb. 2.)

Die ganze Hegaulandschaft (ebenso wie das ganze Alpenvorland) wurde unter dem Einfluß der zweiten Hauptfaltung der Alpen in der Pliozänzeit langsam gehoben und damit einer stärkeren Abtragung ausgesetzt, so daß vielleicht schon damals gegen Ende der Pliozänzeit die harten Pfropfen im Innern der Vulkanschlote von oben her freigelegt worden sind. Mit Sicherheit aber geschah dies in der Eiszeit. Der Rheingletscher stieß über den bereits damals angelegten Bodensee-Einbruch bis in den Hegau vor, und zwar zum mindesten viermal. Eiszeitliche Alpenschotter aus den beiden ältesten Eiszeiten sind nördlich Gottmadingen und nordöstlich Thayngen als Deckenschotter erhalten. In Geröllablagerungen der Dritten oder Rißeiszeit finden sich bereits Basalte und dann auch Phonolithe der Hegauvulkane. Man sieht daraus, daß die harten Kerne freigelegt waren. Man weiß, daß zur Zeit der stärksten Vereisung in der Rißeiszeit der Gletscher im Rheintal oberhalb des heutigen Bodensees 1400 m hoch angestiegen war, dagegen in der letzten oder Würmeiszeit 1150 m. Sobald der Eisstrom durch die Wände des Rheintals nicht mehr zusammengehalten war, floß er im Vorland wie ein großer Kuchen auseinander, und zwar mit einem Gefälle von 0,8%. So erklärt es sich, daß der Eiskuchen der Rißzeit bei Sigmaringen sogar die heutige Donau überschritt und mindestens das heutige Bibertal nordwestlich des Hohenstoffeln noch erreichte. Der Hohenhöwen war in der Rißeiszeit noch vom Eis umflossen,



Abb. 4. Der Hohenstoffeln vom Hohentwiel aus. Der Basaltbruch, dem der bekannte Kampf galt, liegt größtenteils auf der Rückseite nach rechts Aufnahme: Schwenkel

so daß ein Lappen nach Nordwesten und ein weiterer nach Nordosten abgezweigt wurde. Aus dieser Zeit stammen die Schottermassen auf dem Jura nordöstlich Engen und auf dem Tertiär rings um den Hohenstoffeln, der in der Rißeiszeit wahrscheinlich vom Eis sogar noch überdeckt war. Für den Hohentwiel und die übrigen Hegauvulkane trifft dies unter allen Umständen zu. In der nachfolgenden Würmeiszeit, der letzten Vereisung, blieb zwar der Eisrand hinter dem der Rißeiszeit zurück, doch überfuhr der Gletscher noch den Hohentwiel und floß um den Hohenstoffeln herum.

Wenn man bedenkt, daß das Diluvium etwa 800 000 Jahre dauerte, und daß zwischen den einzelnen Eiszeiten Zwischeneiszeiten mit einem Klima etwa von heute lagen, so kann man sich leicht vorstellen, welche Abtragungsarbeit während des Diluviums durch die Gletscher und ihre Schmelzwässer geleistet werden konnte. Da aber die Härtlinge in den Vulkanschloten der Abtragung stärksten Widerstand entgegensetzten, wurden sie als Berge herauspräpariert. Die sie umgebenden Schichten konnten am Hang und am Fuß der Berge erhalten bleiben, weil sie gleichsam an den Basalt- und den Phonolithpfropfen Schutz fanden. So sind die Kegelformen der frei stehenden Berge zu verstehen. Am Hohenstoffeln ist Basalttuff nur in Brocken als Gehängeschutt erhalten. Auf dem Hohenhöwen fehlt der Tuff weithin, während der Hohentwiel auf seiner Westseite noch eine mächtige Tuffmasse aufweist, auf der die Domäne und das Wirtshausgebäude liegen. Am meisten Moränenschutt, Grundmoränen und Schotterfelder hat die Würmeiszeit hinterlassen. Der Gletscher hat sich in mehreren Phasen zurückgezogen, von denen eine bei Singen längere Zeit stand, so daß die Schmelzwässer, die zum Rhein abflossen, den Hohenkrähen und den Hohentwiel auf der Ostseite besonders stark angriffen und den Phonolith bis fast herunter zur Talebene freilegten (vgl. die Abbildungen 3 und 4).

Die Hegauvulkane sind also keine Aufschüttungsvulkane, sondern Ergebnis der Erosion, insbesondere während der Eiszeiten. Man bezeichnet sie daher mit Recht als Pfropfenberge. Sie gaben dem Hegau sein bezeichnendes landschaftliches Gesicht und sind zugleich Aussichtsberge ersten Ranges. Dazu kommt noch, daß besonders der Hohentwiel von Sage und Geschichte umwoben ist und durch Scheffels „Ekkehard" allen Deutschen vertraut wurde. Wer vom Hohentwiel zum Zeller See hinüberschaut und die Halbinsel Mettnau, auf der Scheffels Haus heute noch steht, im See liegen sieht, empfindet es mit dankbaren Gefühlen, daß der Dichter Viktor Scheffel dieser einmaligen Landschaft ein so schönes Denkmal in seinem „Ekkehard" gesetzt hat.

Erinnerung an Pfarrer Dr. Engel

Von Rudolf Schlauch

Ein unvergeßliches Erlebnis, eine Erinnerung, die man nicht missen möchte, steht vor der Seele: In Eislingen, draußen auf freiem Feld, wo die ganze Kette der prächtigen Albberge grüßend herabschaut, liegt im Grün verborgen ein gemütliches Haus. Am Gartentor hält ein mächtiger fremdartiger Ginkobaum Wache, die Gartenwege sind flankiert von großen Ammoniten, man schreitet an einem versteinerten Baumstamm, einem Alpinum und an zahlreichen merkwürdigen Pflanzen vorbei und steht im blühenden Garten vor dem Mann, dem der Besuch gilt, vor dem alten, blinden, dem neunzigsten Lebensjahr sich nähernden Albpatriarchen Pfarrer Dr. Engel. In einem bequemen Stuhl, sein gütiges und doch markantes Gesicht umrahmt von einem Lockenkranz weißer Haare, das unvermeidliche schwarze Käppchen auf dem greisen Haupt, sitzt er vor einem Gartentisch aus Posidonienschiefer, hat sein Gläschen Most vor sich stehen und raucht seinen Stumpen, dessen Asche er in den versteinerten Rückenmarkswirbel eines Ichthyosaurus abstreift. Nach der Begrüßung ist sofort, trotz der Blindheit, die Verbindung von Mensch zu Mensch geschaffen und ein fröhliches Erzählen beginnt. Und was kann er erzählen, der ehrwürdige Greis, der 1842 in Eschenbach bei Göppingen geboren, nahezu ein Jahrhundert deutscher Geschichte und schwäbischer Geistesbildung repräsentierte!

Zwar liegt dieser Besuch, von dem wir berichten, über zwanzig Jahre zurück, aber wie viele haben Engel noch so in Erinnerung, wieviele haben ihn besucht, auch als er noch rüstiger war, haben von ihm gelernt, und wieviele, die sich heute noch dankbar seiner entsinnen, werden sich freuen, wieder seinen Namen zu hören und zu lesen, denn, das muß der Nachwelt gesagt werden, er stellt ein gutes Stück schwäbischer Heimat dar! Und Männer wie er sind heute so selten geworden.

Die Erzählungen und Berichte aus seinem reichen Leben sind so farbig und vielgestaltig, daß man gar nicht genug zuhören kann. „Ich selbst bin, wie ich ja wohl sagen kann, mit der Alb, an der Alb und auf der Alb groß geworden und durfte so ziemlich mein ganzes Leben in ihrem Reich und in ihrem Dienste verbringen" – dieser Satz aus seinem Vorwort zum Reiseführer „Unsere Schwäbische Alb" ist der Grundklang, der in all seinem Erzählen widerklingt. Wenn ihn auch Leben und Wanderstab in mancherlei Richtungen hinausgeführt haben, immer wieder kehrte er zur Alb zurück, wo er geboren war, wo er lebte, und wo er begraben liegt.

Der Eschenbacher Pfarrersbub, dessen Vorfahren, wie er scherzweise sagte, „dem Haus Beutelspach treffliche Männer gestellt haben", war von seinem Vater ausersehen worden – wie könnte es anders sein – Theologie zu studieren und ins württembergische Pfarramt zu gehen. Deshalb mußte schon der fünfjährige Theodor bei seinem gestrengen, aber hochgebildeten Herrn Vater „des Wissens Urbeginn", Latein, lernen. Aber, wenn dies auch manch harte Stunde brachte, ringsum lockte und lachte die Alb. Ringsum wuchsen die vielen seltenen und schönen Pflanzen, die der Knabe alle schon beim deutschen und lateinischen Namen kannte, ringsum fand man die herrlichsten Versteinerungen, unter anderem die reizenden Goldammoniten, die die Eschenbacher Bauern in die Stuttgarter Münze geschickt hatten. Und jede freie Minute war der Bub draußen – auf der Alb und an der Alb. Die früheste geschichtliche Erinnerung des Knaben reicht zurück in die Zeit des Jahres 1848, wo er eine „Heckerfeder" am Hut trug und mit den übrigen biederen Revolutionären das „Heckerlied" sang. Ab und an besuchte Professor Quenstedt, dessen gelehrigster Schüler der Eschenbacher Pfarrersbub später werden sollte, das Pfarrhaus und weckte die frühe Begeisterung für die Geologie und für die Alb so in dem jungen Gemüt, daß sie immer mehr zur stetigen Flamme anwuchs. Auch im Schöntaler Seminar, wo der Vater Max Eyths einer seiner Lehrer war, sammelte er im Jagsttal-Muschelkalk und fand seltene Stücke, mit einem befreundeten Repetenten baute er die geologische Sammlung des Schöntaler Seminars aus und nützte auch dort jede Stunde.

Und wie erst erzählt der alte Dr. Engel von seinen Tübinger Jahren! „Mente et malleo" – mit dem Geist humanistischer Universalität und mit dem Geologenhammer gleichermaßen verbrachte er seine Universitätsjahre. Freudig sich erarbeitend die Erkenntnisse des Neuen Testaments, der Dogmatik und der theologischen Disziplinen, schürfend in den Gedanken der alten Philosophen, aber ebenso freudig Naturwissen-

schaften hörend, geologische Exkursionen unternehmend und außerdem noch führend in der studentischen Geselligkeit – Engel war einer der drei Mitbegründer der alten Gesellschaft Stochdorphia – so verbrachte er seine Hochschulzeit mit einer uns Heutigen erstaunenden Fülle der Arbeitskraft und eines universellen Lernens und Strebens, das er sein ganzes Leben lang beibehielt. 1866 weilte er nach bestandenem theologischem Examen zum Auslandsaufenthalt in Genf, er erzählt lachend, er habe Glück dabei gehabt, sonst wäre er als württembergischer Soldat gegen Preußen eingezogen worden. Er tritt nach auch geologisch sehr erfolgreichen Wanderfahrten in den Kirchendienst; der schon damals an ihn herantretenden Versuchung, ganz zur Geologie überzuwechseln, nicht nachgebend, denn er war mit Leib und Seele Pfarrer. Seelsorger, der mit beiden Füßen fest in seinen Gemeinden und auf seinem Glauben stand. Unzählige gebündelte Predigtjahrgänge, religiöse Gedichte für jeden Sonntag des Kirchenjahrs, Aufzeichnungen mannigfacher Art zeigen noch heute, wie tief er seinen Beruf als Pfarrer genommen hat. Und wie dieser Beruf für ihn eine Berufung war, so auch seine Arbeit und sein Wirken als Geologe und Erforscher der Alb. „Theolog und Geolog" steht als Beruf auf seinem Grabstein, es entspricht dem „mente et malleo".

Schon während seiner Verwendung im unständigen Kirchendienst nahm seine geologische Sammlung an Umfang zu, er erzählt, er habe zum Umzug seiner Steinkisten jeweils einen großen Leiterwagen, für seine übrige Habe einen kleinen Handwagen gebraucht. Seine drei ständigen Kirchenstellen Lauffen/Eyach, Ettlenschieß und Eislingen lagen alle so günstig für die verschiedenen Fundplätze und Wanderungen auf der Alb, daß ihm dort nichts mehr unbekannt blieb. Er erzählt, daß er wenigstens neunzig Prozent des in seinen Albbüchern beschriebenen Landes selber geschaut und durchwandert hat und daß er mehr als die Hälfte der geschilderten Gegend dutzendmal gesehen und auch wissenschaftlich durchforscht habe. Und zwar legte er die Wege zurück mit schwarzem Pfarrersgehrock, Böller und kurzen „Knobelbechern", dem unentbehrlichen Regenschirm unter dem Arm und das schwere Steinnetz auf dem Rücken. Als er die Alb zu durchforschen begann, gab es noch keine bezeichneten oder gar gebauten Wanderwege, alles mußte erst entdeckt und erschlossen werden. Und erst Männer wie Engel lehrten ihre und die folgende Generation das Wandern in der Heimat, das jetzt, zwei Menschenalter später, schon wieder außer Kurs geraten ist.



Eine der letzten Aufnahmen von Pfarrer Dr. Engel

Frühzeitig schon setzten die Veröffentlichungen über die geologischen Forschungen und Erkenntnisse des Albpfarrers in den mannigfachen wissenschaftlichen Zeitschriften ein. Bald gilt er als der geologische Jura-Experte, von aller Herren Länder kommen die Geologen in sein stilles Pfarrhaus, das je und je Stätte unumschränktester Gastfreundschaft war, um sich von ihm führen zu lassen und seine Sammlungen zu besichtigen. Und vergnügt berichtet Engel, wie er morgens um 4 Uhr an die Tür des Gastzimmers geklopft habe und seine Gäste mit dem Ruf „Raus aus'm Kratte" zur geologischen Exkursion aufweckte. Unzählige Freunde seiner Alb, Lehrer, Handwerker, Schüler, Studenten, jeden, der Freude hatte, hat er das Sammeln und Schauen gelehrt. In Vorträgen allüberall hat er unentwegt für die Alb gewirkt, und wenn das Schwabenland das in der Welt bekannte klassische Land der Petrefaktenkunde geworden ist, ist dies hauptsächlich Engel zu verdanken. Wie schlicht und einfach der weithin bekannte Forscher aber zeit-

lebens geblieben ist, erhellt seine Entscheidung, die er traf, als ihm der Lehrstuhl der Geologie an der Universität angetragen wurde: „Auf dem Lande bin ich geboren, hier will ich leben und absterben".

Während einer Pause des Erzählens besichtigten wir das Haus, diese typische Geologenheimat des Emeritus. Er hat dies, sein Haus, hundert Meter vom Eislinger Pfarrhaus entfernt nach seiner Zuruhesetzung erbaut, so daß er seine vielen Lieblinge, seine seltenen Steine und Fundstücke, eigenhändig, ohne sie der Gefahr eines Umzugs auszusetzen, in seine neue Behausung tragen konnte. Hier ist und war nun die Summe eines fast unglaublichen Sammelns und Forschens in verschiedenen Zimmern und zahlreichen Schränken niedergelegt, registriert, bestimmt und geordnet. Diese wohl schönste und vollkommenste Jurapetrefaktensammlung, die heute die Stadt Göppingen in ihrem würdigen Heimatmuseum betreut, ist nicht die einzige im Hause Engel gewesen. Eine mineralogische Sammlung, Herbarien, von Dr. Hauffs Meisterhand präparierte Tafeln mit Urtieren aus Holzmaden sind überall aufgestellt und aufgehängt. Und dann gibt es im Haus noch eine Briefkammer, die erst recht einen Maßstab vermittelt von der riesigen Arbeitskraft, von den Korrespondenzen und Verhandlungen mit Wissenschaftlern und Museen aus aller Welt, mit Verlegern und mit wem sonst von seinen vielen Freunden Engel korrespondierte. Auch die großen Bücherregale verdienen unsere Beachtung. Schon die Werke des Hausherrn bilden eine stattliche Reihe. Und unter den gewurzelten alten schwäbischen Familien, unter den vielen alten Albvereinlern gibt es kaum einen, der nicht in seinem Bücherschrank irgend ein Buch des Geologen und Albforschers stehen hätte. Da ist der „Geognostische Wegweiser", dies bis jetzt noch unerreichte Standardwerk der württembergischen Geologie, „Die Gesteinsarten der Erde", „Die Schwabenalb und ihr geologischer Aufbau", „Der Exkursionsführer durch Württemberg", der schon genannte Reiseführer „Unsere Schwäbische Alb". Die zahlreichen großen wissenschaftlichen Abhandlungen und Monographien des Forschers auch nur annähernd aufzählen zu wollen, würde zu weit führen.

Wir sitzen nach dem Gang durchs Haus wieder im Garten beim Greis, der uns trotz seines hohen Alters mit seinem Temperament und seiner Fröhlichkeit bei seinem Erzählen mitreißt. Mit homerischem Gelächter berichtet er von allen möglichen Erlebnissen bei seinen Exkursionen, angefangen bei denen, die er noch mit Quenstedt durchführte, wobei dieser mit seinen Studenten um seltene Sammlungsstücke würfelte oder Karten spielte. Immmer aber läßt Engel in seinen Erzählungen den Albverein zur Geltung kommen, diesen schwäbischsten und populärsten aller Heimatvereine, der Geist aus Engel's Geist war, dem die ganze Liebe, Treue und Sorge des Albpfarrers galt. In den gesammelten Jahrgängen der Albvereinsblätter gibt es keinen, der nicht Aufsätze, Gedichte oder Lieder dieses Mannes enthält, der wie kein anderer die Alb gekannt und geliebt hat. Noch nach seinem 85. Lebensjahr hat der blinde Greis, der – zum Sehen geboren – unter seiner Blindheit sehr gelitten hat, eine Wanderung auf seine geliebte Fuchseck unternommen. Der Blinde wußte genau, wo der Weg abging, wann ein Brücklein kam, wie der nicht leicht zu findende Pfad zu ersteigen sei. In seinem Garten sitzend, konnte er die Lage seiner Albberge auch als Blinder, wenn er einmal in der Richtung orientiert war, genau anzeigen. Bis kurz vor seinem neunzigsten Geburtstag hat er sich noch neueste geologische Erkenntnisse berichten und vorlesen lassen, hat die Zusammenkünfte des „Steigenklubs" und die Albvereinsfeste besucht, er war nicht müde, für die Alb weiter zu wirken. Und wenn er mit den Händen ein besonders schönes Sammlungsstück abtastete, konnte ein Leuchten über seine alten Züge gehen.

Als wir mit seinen in großer Zahl aus der ganzen Heimat zusammengekommenen Freunden und Verehrern ihn, den Albpatriarchen, im Januar 1933 zu Grabe trugen, war gleichsam auch dem äußeren Datum nach, eine gute alte Zeit, die nie wiederkehrt, mit ihm abgeschlossen. Er, der Künder und Weise der Alb, hatte zuvor, wie der Prophet des alten Bundes, um Erlösung von seiner Blindheit und um Vollendung seines langen erfüllten Lebens gebeten: „Es ist genug, so nimm Herr, meine Seele". Auf dem Eislinger Friedhof ruht er, zu seinen Häupten zwei große Ammoniten, die Albberge im blauen Reigen umgeben seine Ruhestatt, wie sie seinen Wohnsitz umgaben. Eines seiner schönsten Albgedichte hat sich verwirklicht:

„Und leg ich ab den Wanderstab
Und geh ich zur letzten Ruh,
So blicke freundlich auf mein Grab
Du, meine Fuchseck, du!"

Sein Werk lebt weiter in seinen geologischen Sammlungen, seinen mannigfachen Albbüchern, im Herzen der Vielen, die ihn noch gekannt und verehrt haben. Er selbst lebt weiter als der gute Geist der so geliebten Schwäbischen Heimat.

Volkslied und Volkstanz im Allgäu

Von Alfred Quellmalz

Das Allgäu bildet trotz der um 1803 erfolgten Gliederung in einen größeren bayerischen und einen kleineren württembergischen Teil eine Einheit. Seine schwäbischen Bewohner fühlen sich in erster Linie einem ideellen, gemeinschaftlichen Allgäu zugehörig und erst in zweiter Linie als Bayern oder Württemberger. Dies beruht nicht nur auf der gleichartigen Volkswirtschaft, sondern vor allem auf der gemeinsamen Volkskultur.

Ursprünglich waren Lied, Tanz, Tracht, Bräuche und dergleichen rein schwäbisch. Die Beziehungen zum alemannischen Vorarlberg, besonders zum Bregenzer Wald, waren früher so eng, daß man mit gutem Recht von einem gemeinsamen Volkstum sprechen konnte [1]. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vermengte sich jedoch das bodenständige schwäbisch-alemannische Gut weitgehend mit bairisch[2]-tirolischem.

Vom bairischen Raum aus verbreitete sich im Allgäu die Bewegung der Trachten- und Heimatvereine. Mit der Organisation übernahm man – ermutigt und gefördert durch die aufkommende Fremdenverkehrsindustrie – auch die bairische Tracht und bairisches Lied- und Tanzgut. Den Boden dafür hatten die tirolischen Sängergesellschaften bereitet; manche Allgäuer Liederhandschrift aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeugt von ihrem Einfluß.

Daneben wirkte freilich auch die natürliche Wanderung des Volksgutes: zahlreiche Angehörige der Milchwirtschaft arbeiteten als Käser, Sennen und dergleichen in Oberbayern und Tirol und lernten die dort volkläufigen Lieder und Tänze kennen. Auch der Militärdienst, zum Beispiel bei den Kemptenern und den Sonthofener Jägern, wirkte vermittelnd.

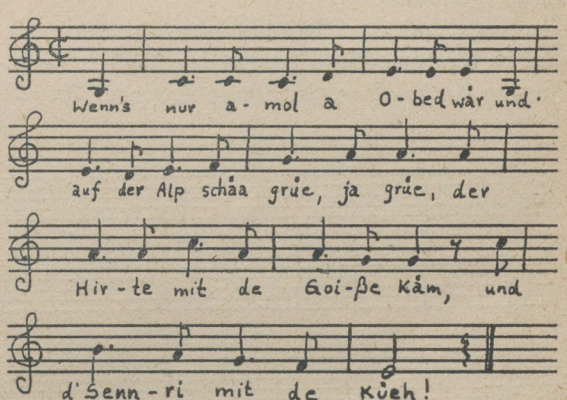
Gewichtig ist auch die kulturelle Ausstrahlung der Hauptstadt München bis weit ins Allgäu hinein. Dem Allgäuer Schwaben, der vom Altbaiern wegen seiner schwerfälligeren Art gerne gehänselt wurde, schien bairisches Wesen wertvoller zu sein, und er ahmte es infolgedessen blind nach. So wurde um die Zeit des Ersten Weltkrieges herum im Allgäu das stammeseigene schwäbische Volkstum vom bairischen stark überlagert – in der Tracht sowohl, wie auch bei Laienspiel, Volkslied und Volkstanz. Wenn die Allgäuer mit Vorliebe bairische Schuhplattler tanzen, wie den „Haidauer", „Reit im Winkler" und so weiter, so ist das die Auswirkung davon.

Bei den Volksliedern, die aus dem bairisch-tirolischen Raum eingewandert sind, erheischt die Art der Umsingung besonderes Interesse. Es gibt Lieder, die noch in ihrer ursprünglichen Mundart, wenn auch verballhornt, gesungen werden, wie zum Beispiel das tirolische

„Schön grau ist der Morgen,
die Sonn steigt auf d' Höh . . .".

Dann aber finden sich Lieder, die bereits mehr oder minder dem Allgäuer Dialekt angeglichen sind. Als Beispiel dafür diene:

Wenn's nur amol a Obed wär' . . .



2. Und auf de Bäum' dös Laub schäa grün,
die Wiesa volla Gras.
Und wenn i halt an d' Senneri denk,
so freut mi halt der Gschpaß!

3. Die Senneri faßt en frische Muet
und lauft dr Alpe zue,
und schreit: „juhe, juhe, juhe,
jetzt kommt mei lieber Bue!"

4. „Du woischt ja jetzt mei' Hütte wohl,
du woischt sogar mei Bett.
Und komme muescht all Woch' amol,
ausbleiba derfscht du net!"

5. Der Bue, der denkt in seinem Sinn,
was wohl dös Ding bedeut':
'Soll komme alle Woch amol,
der Weg, der ischt so weit.

6. Behüet di' Gott, dös tuer i net,
vor dem hoscht du an Fried.
Und aber, daß i gar net käm',
dös sell, dös sag i net.'

7. Vier Woche drauf war 's Wetter schäa,
do macht sich auf der Bue.
Der Bue der lauft dr Alpe zue:
„Juhe, jetzt kommt dei Bue!"

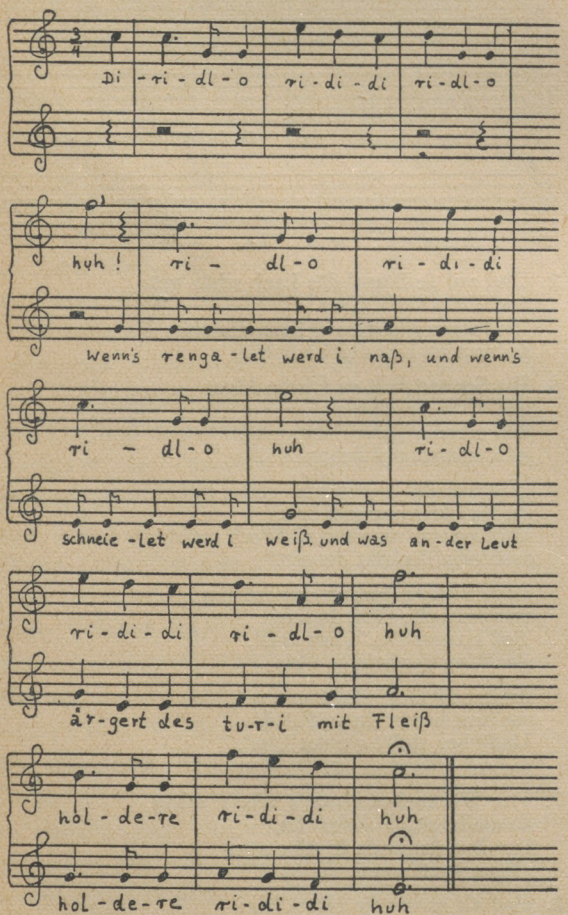
8. Und als er vor die Hütte kam
und klopfet an die Tür,
da stund die Senneri heimlich auf,
und schob dös Riegelein vür.

9. „Und i steh net auf, und i bleib scho liege,
und i bleib ja stets allui;
und a Bue, der 's Johr nur oimol kommt,
viel lieber will i kuin!"

Das Lied ist in Tirol weit verbreitet und zwar in verschiedenen Varianten[3]. Dort geht das Wechselgespräch zwischen Bursch und Sennerin weiter. Auch melodisch hat die Allgäuer Fassung sich gewandelt, obwohl die Zusammenhänge mit einer Unterinntaler Aufzeichnung noch deutlich erkennbar sind. Bei der mundartlichen Angleichung ging es freilich nicht ohne Mißverständnisse ab. Der Tiroler beginnt: „Wenn's amol scho a p e r wur". „Aper" (= schneefrei) wurde nicht verstanden, und so machte der Allgäuer einfach „Abend" daraus. Immerhin ist hier im Gegensatz zu vielen anderen Liedern aus „Alm" die schwäbische „Alp" geworden.

Aus dem bairischen Gebiet wurden besonders viele Jodler übernommen. Wie sie in den Allgäuer Volksgesang eingebaut werden, möge folgendes Beispiel zeigen:

Wenn's rengalet . . .



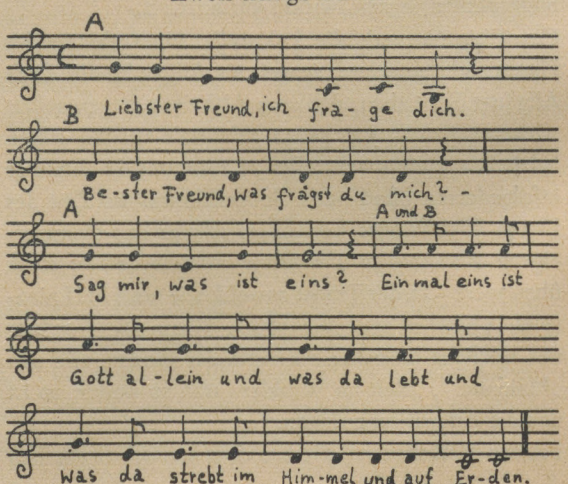
Ohne den Vierzeiler ist der Jodler schon seit 1830 in der Steiermark bekannt[4]. Ein Zwischenglied von dort zum Allgäu fand sich nicht, aber der Jodler muß schon lange im Allgäu bodenständig gewesen sein; denn der zweiten Stimme wurde ein zweifellos einheimischer Vierzeiler unterlegt, dessen Inhalt typisch für die Allgäuer Burschen ist.

Neben den in der jungen Generation vorherrschenden Liedern bairischer Herkunft ist das bodenständige schwäbische Volkslied im allgemeinen nur noch der alten Generation bekannt. Es ist im Allgäu wie heute leider fast überall: Die Sängerfamilien, in denen das mündlich überlieferte Volkslied noch wirklich lebte, sind mit dem Tod der Eltern stumm geworden. Die Kinder, heute schon in reifen Jahren, kennen zwar die Lieder, singen sie aber nur noch bei besonderen Gelegenheiten.

Als Beispiel seien die Geschwister Boneberger in Zaisenhofen bei Kißlegg im Allgäu angeführt. Die Eltern hatten einen Bauernhof und eine kleine Wirtschaft, die beide jetzt noch von zwei Töchtern betrieben werden. Es waren 16 Kinder, und Sonntag für Sonntag, oft auch wochentags, wurde gesungen. So waren sie in der ganzen Gegend bekannt. Mancher kam eigens wegen ihres schönen Gesanges in die Wirtschaft und brachte wieder neue Lieder. Viele bekamen die Schwestern auch von ihrem Bruder, der als Käser in Sennereien um Leutkirch herum arbeitete. Das Verdienst, sie ausfindig gemacht zu haben, gebührt dem rührigen Heimatforscher, Hauptlehrer Paul Moser in Kißlegg. Er hat 1938/39 in der dortigen Gegend (neben anderen zahlreichen Aufzeichnungen) die Texte von 220 Volksliedern, darunter allein 73 von der Familie Boneberger, erfaßt. Dank seiner Hilfsbereitschaft konnte ich 1951/52 von denselben Sängern gegen 170 dazugehörige Weisen aufzeichnen. Die beiden obigen Lieder stammen von den Schwestern Boneberger.

Das Liedgut dieser alten Generation umfaßt neben den im 19. Jahrhundert volkläufigen Liedern viele, die in weit ältere Zeiten zurückreichen; so gleich das nächste Lied:

Zwölf heilige Zahlen



2. A Liebster Freund, ich frage dich.
B Bester Freund, was fragst du mich?
A Sag mir, was ist zwei?
B Zwei Tafla Moses!

A + B Ein mal eins ist Gott allein,
und was da lebt
und was da strebt
im Himmel und auf Erden!

Stophe 3 bis 11 je eine Zeile mehr;
die 12. vollständige Strophe lautet dann

12. A Liebster Freund, ich frage dich: –
B Bester Freund, was fragst du mich?
A Sag mir, was ist zwölf?
B 12 Apostel,
11 Jungfrauen,
10 Gebot' der Kirche,
9 fremde Sünden,
8 Seligkeiten,
7 Sakramente,
6 stoinerne Wasserkrüeg',
5 Gebot' der Kirche,
4 Evangelisten,
3 Patriarchen,
2 Tafla Moses.

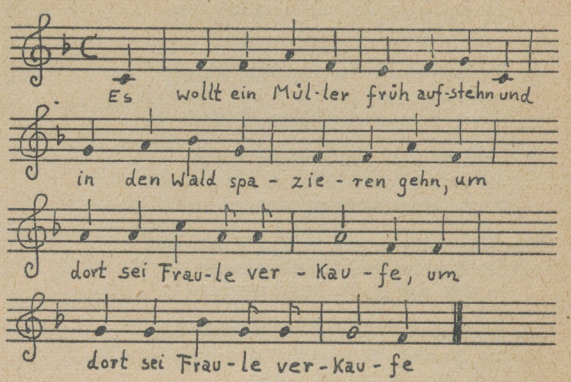
A + B Ein mal eins ist Gott allein,
und was da lebt
und was da strebt
im Himmel und auf Erden!

Dieses Lied war bei den meisten europäischen Völkern schon im Mittelalter verbreitet. In Deutschland ist es heute nahezu verschollen; in Südtirol konnte ich es noch 1941 auf Tonband aufnehmen. Die obige Fassung sang der etwa 60jährige Bauer Hugo Kolb, Emmelhofen Kreis Wangen (Text 1939 von Paul Moser, Weise 1951 vom Verfasser aufgezeichnet).

In der Gegend von Kißleg fanden sich auffallend viele *Balladen*: Königskinder (D. Vldr[5] Nr. 20), Schloß in Österreich (D. Vldr 24), ferner Schäfer und Edelmann (E.-B.[6] Nr. 43), Eifersüchtiger Knabe (E.-B. 48), Allgäuer Liebe (E.-B. 49), Mordeltern (E.-B. 50), Liebesprobe (E.-B. 67), Graserin (E.-B. 71), Graf und Nonne (E.-B. 89), Treuer Knabe (E.-B. 93), Jüdin (E.-B. 98), Versoffene Keider (E.-B. 115), Brombeerbrockerin (E.-B. 121), Pfalzgraf an dem Rhein (E.-B. 182), Feinslieb im Grabe (E.-B. 201), Marlborough-Lied (E.-B. 325).

Von den Balladen konnten wir zum Teil mehrere Fassungen aufzeichnen. Eine Fassung von „Die verkaufte Müllerin" (E.-B. 58), die ich Pfingsten 1952 in Kehlismoos Kreis Wangen aufgezeichnet habe, sei hier als Beispiel für viele veröffentlicht. Vorsängerin war Frau Anna Riedesser, eine siebzigjährige Bäuerin, die mir aus schier unerschöpflichem Gedächtnis eine Ballade nach der andern sang.

Es wollt ein Müller früh aufstehn . . .



2. Und als der Müller in Wald neikam,
da standens ihm drei Räuber voran,
|: sie tatens den Müller umfragen :|

3. „Lieber, lieber Müller mein,
seids Ihr der Müller an dem Rhein,
habt Ihr koi feiles Frauele? –
ums Geld tun wir's bezahlen."

4. Der erst der zog sein Beutel raus,
zweihundert Gulde schlug er ihm drauf,
|: dem Müller um sei Frauele. :|

5. Der Müller denkt bei seinem Sinn:
‚zweihundert Gulden seins nicht viel,
|: da sei ihm sei Fraule no lieber'. :|

6. Der zweit der zog sein Beutel raus:
vierhundert Gulde schlug er ihm drauf,
|: dem Müller um sei Frauele. :|

7. Der Müller denkt bei seinem Sinn:
‚vierhundert Gulden seins nicht viel,
|: da sei ihm sei Frauele no lieber.' :|

8. Dann zog der dritt sein Beutel raus:
sechshundert Gulde schlug er ihm drauf,
|: dem Müller um sei Frauele. :|

9. Der Müller denkt bei seinem Sinn:
sechshundert Gulden seins ja viel,
|: er woll ihne 's Frauele geaba. :|

10. Und als der Müller in Hof neiritt,
die Müllerin in der Küche rumschritt
|: mit ihren schwarzbraunen Augen. :|

11. „Liebe, liebe Müllerin mei,
deine Mueter isch krank und verlangt dei,
|: in Bälde wird sie sterben". :|

12. „Ischt d' Mueter krank, wird sie numme gsund,
sollt i dorthin und weiß koi Stund,
|: wenn i sollt 's Kind gebären." :|

13. Und als die Müllerin in Wald neikam,
da standens ihr die Räuber voran,
|: sie tatens die Müllerin umfragen. :|

14. „Liebe, liebe Müllerin mein,
seid Ihr die Müllerin von dem Rhein? –
|: Euer Leben ist schon längst verkauft." :|

15. „Ach Gott, das hat mein Mann getan,
der soll kein Teil mehr an mir han
|: im Himmel und auf Erden." :|

16. Da kam ein Reiter aus dem Schloß
und nimmt die Müllerin auf sein Roß
|: mit ihren zwei schönen Knaben. :|

17. Und als drei Tag herumer waren,
der Reiter den Müller zu Gaste ladet,
|: zu Gast war er geladen. :|

18. ‚Was sott ma ema sottige Vatter tue,
der Mueter und Kind verkaufe tuet?'
|: „Ma sott en im Mehl umsiede." :|

19. Er hat ihm 's Urteil selber gsproche,
auf 'm Rad hat man ihm d' Glieder broche.
|: So kam er um sei Leabe. :|
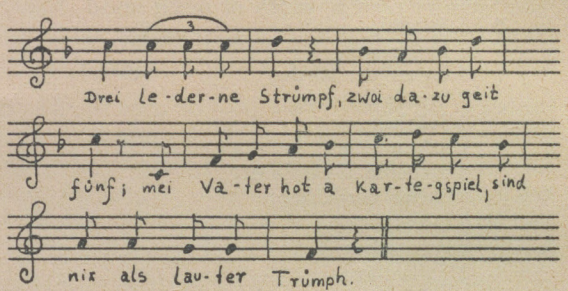
Die ältesten Belege (Zeitungslieder) stammen aus dem 16. Jahrhundert. Das Lied ist kulturhistorisch interessant: Die Räuber wollen die hochschwangere Müllerin kaufen, um aus den Fingern des ungeborenen Kindes Diebslichter zu verfertigen. Diese sollen nach altem Volksglauben die Träger unsichtbar machen oder die im Hause befindlichen Leute in hilflose Betäubung versetzen.

Alle diese Balladen zeigen keine Allgäuer Sonderform, sie sind, mehr oder minder abgewandelt, in ganz Deutschland verbreitet, mit Ausnahme des bairisch-österreichischen Gebietes. Dort wurden sie seit dem 18. Jahrhundert fast völlig vom neueren alpenländischen Lied verdrängt[7]. Eine Beeinflussung von da her kann also im Allgäu nicht vorliegen. Es muß sich um schwäbisches Altgut handeln, was auch durch die Art der Überlieferung (vereinzelte Träger der alten Generation) bestätigt wird.

Nun wurden Balladen früher nicht nur gesungen, sondern auch getanzt. So war es ohne Zweifel auch im Allgäu. Merkwürdigerweise hat sich die Bewegungsform dieser Balladentänze als „Roie" (Reien) dort noch bis in die neueste Zeit hinein erhalten. 1951 fand ich in der Gegend von Isny alte Leute, die den Tanz in ihrer Jugend, also um 1900, noch selbst aufgeführt haben. Ein geschlossener Kreis wird gebildet, und nach dem Takte eines gesungenen Liedes beginnt man zu „roien": zwei Nachstellschritte nach links, rechtes Bein über dem linken kreuzen, Schritt nach rechts, linkes Bein über dem rechten kreuzen und so weiter. Der Kreis dreht sich so langsam nach links. Sind es viele Teilnehmer, so werden ein Innen- und ein Außenkreis gebildet, die sich in Gegenrichtung drehen[8]. Die Tanzbewegung ist dieselbe, mit der man aus uralter Überlieferung auf den Färöerinseln die alten Heldenlieder tanzt. Richard Wolfram weist den Tanz weiterhin in Griechenland, Rumänien, Kroatien und Sardinien nach. Er lebt also nur noch an den Randgebieten Europas, und wohl der letzte mitteleuropäische Beleg stammt aus dem Allgäu[9]. Dieser schon im Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert belegte Reigentanz geht zweifellos in vorgeschichtliche Zeiten zurück.

Ein anderer Singtanz, „Drei lederne Strümpf", ist heute noch weit im Allgäu verbreitet. Ich konnte den Tanz mit dem dazu gesungenen Lied mehrfach aus alter Überlieferung aufzeichnen; folgende, ziemlich vollständige Fassung wird in Isny (1951) zum Tanz gesungen:

Drei lederne Strümpf . . .



2. Drei lederne Sock,
a Goiß und a Bock
und Strümpf und Schuhe und Kamisol,
dazue an nuie Rock.

3. Drei lederne Hüet,
i woiß it, was es wird,
i hon an Schatz im Unterland,
der ischt mir gar it lieb.

4. Schatz, i sag dir was,
i nimm di bei der Nas,
und wenn du mi so gar it witt,
dann stand i von dir ab.

5. I kehr mi halbe um
dernoch i wiedrum komm.
Verreiß mir d' Schüssel und d' Häfe it
und kei mir d' Gunkel it um.

6. Dra, didl, dix,
mei Schatz und der hot nix,
er handelt mit de Zwetschge,
er handelt mit de Schnitz.

7. Dra, didl, dum,
die halbe Nacht ischt rum,
i ho a Bett und dös ischt lind,
dös ischt vo lauter Flumm.

Interessant ist der Anklang von Strophe 5, Zeile 3/4, mit dem Anfang eines elsässischen Tanzliedchens[10] ‚Guguk im Häfele, kei mer's net um" (keien = werfen). Tatsächlich ist der Tanz auch im Elsaß, vor allem aber in der Schweiz und Vorarlberg überliefert. Eine Sonderform weist Hans v. d. Au im Mainfränkischen nach[11]. Sein Ursprung ist wohl im hochale-

mannischen Raum zu suchen. Allerdings ist er dann weit gewandert: Savoyen, Provence und – im Osten – Sathmar, wo ihn die Schwaben aus ihrer alten Heimat mitgebracht haben dürften. Von da aus kam er zu den Széklern nach Siebenbürgen. Auch in Estland ist er belegt. Zu einem andern Tanz findet sich die erste Strophe in Ostpreußen, als Trommelvers zum Zapfenstreich in Nieder- und Oberösterreich. Auffällig ist der Rhythmus. Hans von der Au vermutet wohl mit Recht, daß zum mindesten die erste Strophe einem Trommelsignal der Landsknechte unterlegt worden sei.

Die „Drei ledernen Strümpf" bilden den besterhaltenen Typus der pantomimischen Tänze. Es ist eine vollständige Liebesgeschichte: Begegnung, Begrüßung, Befreundung, Ermahnung zur Treue, Eifersucht und Versöhnung. Dieser Einpaartanz geht in die Zeit zurück, wo – im Gegensatz zu heute – Instrumentalbegleitung durchaus noch nicht die Regel war; die Tanzenden gaben sich selbst den Rhythmus an durch Singen, Stampfen und Händeklatschen. Es gibt ganze Gruppen solcher Paschtänze, die zum Teil denselben oder einen ähnlichen Rhythmus zur Grundlage haben wie unsere „Drei ledernen Strümpf".

Besonders verbreitet sind im Allgäu noch Figurentänze: der Bandltanz, dessen neuere Form wohl in Oberbayern entstanden ist, der Kronentanz (ein Reiftanz) und vor allem der Achter- und Sechsertanz. Letzterer ist in Vorarlberg (Bregenz) und im ganzen Westallgäu bekannt, ersterer scheint eine alte Isnyer Sonderüberlieferung zu sein. Beide zeichnen sich durch eine Reihe schöner Figuren aus: Schnecke, Tor, Stern, als Zwischenglied Kette oder Kreis und als Krönung die Figur eines Achters, wovon ja der Achtertanz seinen Namen trägt. Alle diese Figurentänze haben verschiedenartige stilistische Herkunft: uralte vorchristliche Symbole wie Schnecke, Stern, Tor, dann Elemente der Zunfttänze. In der Hauptsache aber stammen sie von den englischen Country-Tänzen ab, die im 17. Jahrhundert aufs Festland kamen und dort schnell bei den oberen Gesellschaftsschichten Mode wurden. Einzelne Formen der Quadrille wurden im 19. Jahrhundert vom Volk übernommen und vermischten sich mit altüberliefertem Volksgut. So entstanden die heute noch getanzten mehrpaarigen Figurentänze, wenn auch die Zusammenhänge im einzelnen noch ungeklärt sind.

Auch der Steckentanz ist zu erwähnen, den Burschen mit je einem etwa zwei Meter langen Stock ausführen. Das „Spinnradl" war in den achtziger Jahren in der Gegend von Leutkirch beliebt. Dieser in Ober- und Niederösterreich, Niederbayern, Böhmerwald und Sudetenland verbreitete Tanz hat sich im Allgäu zu einer Sonderform entwickelt, auf die jedoch hier nicht näher eingegangen werden kann. Außer diesem und den oben erwähnten Plattlern sind noch andere Tänze aus dem bairisch-österreichischen Raum eingedrungen, so das Mühlradl, der Steirer-Tanz und der Doppelsteirer. Daß bis zum ersten Weltkrieg überall auch die verschiedenen Polka- und Walzerarten, Rheinländer, Schottisch, Mazurka, Quadrille und Française im Allgäu getanzt wurden, sei der Vollständigkeit halber kurz erwähnt.

Wenn im Allgäu auch, wie überall, Volkslied und Volkstanz nicht mehr die Rolle spielen wie früher, so sind sie durchaus nicht zum Absterben verurteilt. Sie leben zwar nicht mehr in der altüberlieferten Form, aber es ist doch ein erfreuliches Zeichen, daß zahlreiche Jugendgruppen dieses wertvolle Volksgut bewußt wieder pflegen. Angeregt durch den verstorbenen Oberbürgermeister Dr. Merkt-Kempten und durch seinen rührigen Nachfolger, den Heimatpfleger von Schwaben, Dr. Alfred Weitnauer, beginnt der Allgäuer sich wieder auf sein eigenes Wesen zu besinnen. Auch wenn der Allgäuer Trachtenverband sich noch dagegen stemmt, so tragen doch je ein Trachtenverein in Kempten und Immenstadt wieder die erneuerte Allgäuer Tracht; ihnen schlossen sich Jugendgruppen an. Geschulte Heimatfreunde unterstützen diese Bewegung. Sie sammeln das jahrhundertelang mündlich überlieferte Kulturgut, das heute nur noch von der alten Generation getragen wird, und reichen das Wertvolle und Lebensfähige der Jugend weiter. So ist zu hoffen, daß trotz der Vermassungserscheinungen unserer Zeit im Allgäu das echte, bodenständige Volkstum weiterblüht.

[1] Karl Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, Kempten 1895 und 1905. – [2] Entsprechend dem neueren Schrifttum werden Bayern (mit y) als der aus Baiern, Schwaben und Franken bestehende Staat und der bairische (mit i) Stamm im Schriftbild auseinandergehalten. – [3] F. F. Kohl, Echte Tiroler Lieder, Wien 1899, Nr. 97 und R. Preiß, Unsere Lieder, Leipzig 1912, S. 178. – [4] Preiß, a. a. O. Seite 268. – [5] Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv (John Meier und Mitarbeiter) Berlin 1935 ff. – [6] Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, 1893 ff. – [7] Daß sie früher auch dort gesungen wurden, beweisen die zahlreichen Balladen, die ich in den Jahren 1940/42 in Südtirol auf Tonband aufnehmen konnte. – [8] Vgl. Quellmalz, Von alten Allgäuer Tänzen in „Die sieben Schwaben", Juniheft 1952, S. 112 ff. – [9] Hans von der Au, Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen, Gießen 1939, S. 21 und 153, berichtet von dort getanzten Balladen. Vgl. auch R. Wolfram, Volkstänze in Österreich, Salzburg 1951, S. 90 ff. – [10] Nach Weckerlin, Chans pop. de l'Alsace II, 1883 bei E. B. 1020. – [11] Hans von der Au, a. a. O. S. 51 ff. und Hess. Bll. für Volkskunde, Jg. 1936, S. 60 f. Vgl. auch Wolfram, a. a. O. S. 164 ff.

Das Sigmaringer Bräuteln

Ein reizvoller schwäbischer Fasnachtsbrauch

Von Willy Baur, Hechingen

Zwei Züge alten schwäbischen Fasnachtsbrauchtums hält das im Jahre 1791 erschienene Lexikon von Schwaben für den ganzen schwäbischen Bereich als besondere Merkwürdigkeit der Erwähnung wert: Das Stockacher Narrengericht und das Bräuteln in Sigmaringen. Im Sinne der Aufklärung erhält das „Bräuteln" bei dieser Beschreibung allerdings keine gute Note. Das hat aber die Sigmaringer ebensowenig wie andere absprechende Urteile und Bestrebungen, den „alten Zopf" abzuschneiden, gehindert, ihren alten Brauch mit Liebe zu pflegen und ihn bis in unsere Tage lebendig zu erhalten. Mit Recht gilt er längst als eine Eigenart, um welche man das schöne Städtchen beneidet.

Das „Bräuteln" besteht darin, daß „Hymens Neulinge", wie sie der alte Bericht nennt, das heißt also die neuverheirateten Ehemänner des letzten Jahres, von den ledigen Bürgersöhnen am Fasnachtsdienstag beim Klange von Pfeifen und Trommeln auf der „Bräutlingsstange" um den Marktbrunnen getragen werden und dabei Körbe voll Bretzeln, Pfannkuchen, Würste und jetzt auch Orangen unter das Narrenvolk und die zahlreichen Zuschauer auswerfen. Voraus geht ein oder zwei Tage zuvor eine feierliche Einladung durch die Bräutlingsgesellen, die vor die Wohnung des „Bräutlings" ziehen und dort mit der Stange tanzen, am Fasnachtsdienstag selbst eine Abholung und ein festlicher Zug zum Marktplatz unter dem Geleit aller Stadtnärrinnen und Stadtnarren. Diese Ehre wird nach 25 Jahren dem silbernen und erst recht nach 50 Jahren dem goldenen Bräutigam erwiesen und es gibt so leicht keinen Sigmaringer, der sich selbst in hohem Alter diesem Brauch entzieht. Auch die Mitglieder des Fürstenhauses haben sich seit Menschengedenken immer bräuteln lassen. Die zahlreichen norddeutschen Beamten in dem „preußischen Jahrhundert" der Stadt, die sich das Herz von einem „Semerenger Mädle" erobert haben, erhielten durch das Bräuteln das eigentliche Heimatrecht und Ansehen, wenn auch nicht gerade als „Burger" so doch als Leute, mit denen man etwas „haben konnte".

Schon immer hat man sich mit der Herkunft dieses fröhlichen Brauches beschäftigt. Eine poetische Darstellung will ihn aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg herleiten, in welcher sich wegen Armut und Not niemand mehr zum Heiraten entschließen wollte. Die auf diese Weise vom Aussterben bedrohte Bürgerschaft soll den Beschluß gefaßt haben, jeden jungen Ehemann zu besonderer Ehre an der Fasnacht um den Marktbrunnen zu tragen. Wissenschaftliche Forschung hat gelegentlich versucht, Zusammenhänge mit dem italienischen Carneval herzustellen, die durch den fürstlichen Hof vermittelt wurden.

Den Schlüssel zu den tatsächlichen Zusammenhängen glaube ich neben anderen Spuren in einem Amtsprotokoll der Herrschaft Grüningen bei Riedlingen gefunden zu haben. Nach diesem Protokoll vom Jahre 1740 wurden zwei junge Grüninger Ehemänner zusammen mit 1 fl. bestraft, weil sie „zu merkhlicher verachtung sothanen Gebotts sich absaits entzogen" nämlich der hergebrachten Gewohnheit „crafft deren diejenigen männer so unter wehrendem jahr sich verehlicht, auff den Aschermittwoch in den Weyer geworfen werden." Nachgewiesen ist damit für die erste Häfte des 18. Jahrhunderts im Bereich der oberen Donau das sogenannte „Bräutigamsbad", von dem sich hier herum auch sonst noch vereinzelte Spuren finden. Ein innerer Zusammenhang mit dem Bräuteln ergibt sich aus einem früheren Brauch der Stadt Munderkingen. Dort wurde der jüngste Ehemann des Jahres am Aschermittwoch von den ledigen Gesellen auf einer Stange zum Stadtbrunnen getragen und sprang dann dreimal hintereinander in den Brunnen hinein. Im Wasser stehend brachte er ein dreimaliges „Vivat" auf den König, die Obrigkeit und die Liebste aus. Auch von diesem Brauch finden sich Spuren mit unwesentlichen Abwandlungen in den Städtchen und Flecken an der oberen Donau.

In Munderkingen wurde der Brauch in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts mit Gewalt unterdrückt. Ein Grund dafür war dort wie anderwärts die Gefahr gesundheitlicher Schädigung, die ein solches Bad in der fasnachtlichen Jahreszeit mit sich bringt. In Sigmaringen hatte man schon im 18. Jahrhundert vielleicht unter höfischem Einfluß den ziemlich rauhen Brauch in eine mehr symbolische Fußwaschung und spätere Waschung der Stiefel gemildert, ein Zug, welcher inzwischen auch in Vergessenheit geraten ist. Auch der Tag der Ausführung war schon früh vom Aschermittwoch auf den Fasnachtsdienstag verschoben worden. Hier hat sich zweifellos der kirchliche Einfluß geltend gemacht gegenüber dem volkstümlichen Brauch, für den ja noch in der ganzen Woche bis zum Funkensonntag und darüber hinaus Narrenfreiheit herrschte. So waren nicht unwesentliche äußere Vorbedingungen für eine Erhaltung des Bräutelns gegeben. Nach dem Sigmaringer Vorbild gehört das Bräuteln auch seit fast 100 Jahren zur Haigerlocher Fasnacht. Der Zeitpunkt der Übertragung geht klar aus einer Zeitungsanzeige vom Jahre 1860 hervor, nach welcher das Bräuteln der „Schwesternstadt Sigmaringen zur allgemeinen Belustigung erstmals auch auf dem Haigerlocher Marktplatz aufgeführt wird".

Im Gegensatz zu dieser Übertragung kommt das Sigmaringer Nationallied zur Fasnachtszeit ausgerechnet von – Tübingen. Es heißt: „Freuet Euch des Lebens – D Semerenger Mädle hant Peterle an – Älles ist vergebens – Keine kriegt kein Mann." Die Sigmaringer Tradition schreibt es zwar zwei Sigmaringer Gymnasiasten zu, die sich im Alter zu stadtbekannten Originalen ausgewachsen haben. Sie sollen es in den 60er Jahren verfaßt haben. Wenn das zutrifft, so hat das Tübinger Neckliedchen dazu ganz offenbar Pate gestanden. Das lautet nämlich:

„Freuet Euch des Lebens – D Tübinger Mädle hant Töffele an – Älles ist vergebens – Keine kriegt kein Mann." Das Tübinger Verslein findet sich schon in einer gedruckten Sammlung von 1851. Das Sigmaringer Bräuteln und das zugehörige Fasnachtslied stellen also ein hübsches Beispiel von Wandlungen und Wanderungen des Brauchtums dar.

Was uns als Bräuteln und Bräutigamsbad im fasnachtlichen Bereich entgegentritt, hat aber offensichtlich einen weiteren Hintergrund. Ihn erhellt ein höfischer Brauch des 18. und früherer Jahrhunderte in Donaueschingen. Beim Besuch von Fürstlichkeiten und hochgestellten Personen am dortigen Hof war es zu dieser Zeit üblich, die hohen Gäste in festlichem Zug zur Donauquelle zu geleiten, wo sie in Gegenwart des ganzen Hofstaates unter Pauken- und Trompetenklang einen Sprung in den Brunnen machten, im Wasser stehend einen Humpen Wein austranken und ein „Vivat" auf den fürstlichen Gastgeber ausbrachten. Der Brauch galt als besondere Ehrung. Zeugnis davon gibt noch das „Donauprotokoll" im fürstlich fürstenbergischen Archiv mit den Einträgen der also Bevorzugten. Man darf darin zweifellos einen Nachklang des alten Brunnen- und Quellkultus in höfischer Abwandlung sehen, ebenso wie Bräutigamsbad und Bräuteln letzte volkstümliche Nachwirkungen davon darstellen.

Abendliche Weise

Geht der Tag am Abend schlafen,
Wandert meine Sehnsucht heim;
Schlummernd ruht das Blatt am Baume
Und im Erdenschoß der Keim.

Leise schließen sich die Fenster,
Nacht hängt über Berg und Tal;
Nur im höchsten Weltenkreise
Blüht der Sterne milder Strahl.

Tausend Weisen hat das Dunkel,
– Eine sing ich mir allein,
Und ich schließe in die eine
Alle ungesung'nen ein.

Paul Häcker.

Forsterhebungen 1948

Das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten hat im März 1951 einen Bericht über die Forsterhebungen 1948 herausgebracht, der sich auf die amerikanische und englische Besatzungszone bezieht und der auch über Baden-Württemberg für die weitesten Kreise interessante Angaben enthält. Es ist allgemein bekannt, daß die übermäßige Holzentnahme aus unseren Wäldern, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, gesteigert während des Krieges weiterging und durch die Besatzungsmächte nach dem Krieg teilweise erschütternde Ausmaße erreichte. Die Holzentnahme überstieg bei weitem den Zuwachs, während in normalen Zeiten sich beide das Gleichgewicht halten sollen. Die Aufgabe der Forstwirtschaft ist es nun, dafür Sorge zu tragen, daß der entstandene Abmangel an Zuwachs wieder aufgeholt wird, was bei dem großen Holzbedarf in der Bundesrepublik auf besondere Schwierigkeiten stößt und nur durch Holzeinfuhr und größte Sparsamkeit im Holzverbrauch erreicht werden kann. In Laienkreisen wird aber an eine naturgesetzlich bedingte Tatsache viel zu wenig gedacht, nämlich an das Gesetz des organischen Wachsens. Dieses besagt, daß innerhalb bestimmter Altersgrenzen der Bäume der Holzzuwachs etwa proportional zum Holzvorrat erfolgt. Wenn ein Baum mit einem Inhalt von 2 fm Derbholz einen Zuwachs von beispielsweise 5 %, das heißt von 0,10 fm hat, so beträgt dieser Zuwachs bei einem Baum von 4 fm Inhalt 0,20 fm im Jahr, also das Doppelte. Mit anderen Worten: wenn Starkhölzer in unseren Wäldern fehlen, so ist der Zuwachs ein entsprechend geringerer und das Defizit kann nur entsprechend verlangsamt aufgeholt werden. Das sind die Schwierigkeiten, vor denen die Forstwirtschaft steht. Die Aufgabe ist, die Vorratsabbauwirtschaft wieder in eine Nachhaltswirtschaft zu überführen.

In Baden-Württemberg beträgt die Bewaldung 30 % der Landesfläche, so daß auf den Kopf der Bevölkerung 0,12 ha Wald kommen. Dies entspricht ungefähr dem Bewaldungsdurchschnitt der amerikanisch-englischen Besatzungszonen. In Bayern kommt auf den Kopf der Bevölkerung eine Waldfläche von 0,24 ha, also das Doppelte, was im Südweststaat.

Die Besitzverhältnisse sind folgende: 28,6 % Staatswald, 40,6 % Körperschaftswald und 30,8 % Privatwald.

An Holzarten sind vorhanden: 11,1 % Eiche, 35,3 % sonstige Laubhölzer, 15,2 % Kiefer und Lärche und 38,4 % andere Nadelhölzer, vor allem Fichte.

Im Jahr 1948 waren im Staatswald von 42 560 ha Hochwaldfläche 2 430 ha Blößenfläche vorhanden, die inzwischen wohl größtenteils aufgeforstet worden sind.

Der in dem Bericht aufgeführte Vorrat an Derbholz ist mehr für Forstleute, Holzhändler und so weiter von Interesse, ebenso die Angaben über die Altersklassen in unseren Wäldern. Bei der großen Bedeutung des Waldes für die allgemeine Volkswohlfahrt, für Klima, Wasserhaushalt und Bodenfruchtbarkeit, die zu der Holzerzeu-

gung hinzukommen, ist vor allem von größter Wichtigkeit, daß der Wald als solcher erhalten wird und Rodungen für landwirtschaftliche oder Siedlungszwecke unterbleiben, sonst gefährden wir geradezu die Ernährungsgrundlage für unser Volk. Wir sind ohnehin auf die Einfuhr von Lebensmitteln angewiesen, eine kleine Steigerung der eigenen Erzeugung durch Rodung fällt gegenüber der Wichtigkeit des Waldes gar nicht ins Gewicht. Unsere Aufgabe muß vielmehr sein, die landwirtschaftlich genutzten Böden gesund und ertragskräftig zu erhalten und dazu die Erzeugung durch Intensivierung des Anbaus in Garten-, Obst- und Gewächshaus-Kulturen zu steigern, nicht aber durch Vergrößerung der landwirtschaftlich genutzten Flächen auf Kosten des Waldes. *Schw.*

Deutscher Heimatbund

In einem Zusammentritt der westdeutschen Heimatbünde in Düsseldorf ist am 24. November 1952 durch Annahme einer neuen Satzung der Deutsche Heimatbund mit dem Sitz in Düsseldorf wieder begründet worden. Den Vorsitz hat dankenswerterweise Ministerpräsident Karl Arnold in Düsseldorf, der Vorsitzende des Rheinischen Heimatbundes, übernommen.

Der Deutsche Heimatbund bezweckt, unbeschadet der Eigenart und des Eigenlebens der landschaftlichen Heimatbünde, die Zusammenfassung der deutschen Heimatbewegung und übernimmt ihre Vertretung bei der Bundesregierung und ihren Dienststellen. Er erstrebt die Erziehung der Deutschen zu lebendigem Heimat- und Stammesbewußtsein. Zu seinen Aufgaben gehören die Erhaltung und Pflege der natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart der deutschen Heimat und die Mitwirkung bei ihrer Neugestaltung.

Mitglieder des deutschen Heimatbundes können werden:

1. die Heimatbünde der Länder oder Landschaften,
2. Bezirks- und Ortsvereine nur, sofern und solange in ihrem Gebiet kein Heimatbund des Landes oder der Landschaft besteht,
3. die ostdeutschen Landsmannschaften,
4. Behörden und Körperschaften, deren Aufgabenbereich das Bundesgebiet umfaßt,
5. Einzelpersonen als Ehrenmitglieder,
6. Einzelpersonen als Stifter.

Organe des Bundes sind der Vorstand, in dem auch der Schwäbische Heimatbund vertreten ist, und die Vertreterversammlung. Außerdem soll mindestens alle zwei Jahre eine der allgemeinen Aussprache dienende Bundesversammlung stattfinden, an der alle Freunde der Heimatpflege teilnehmen können.

Aus einer Kundgebung des Vorsitzenden, Ministerpräsident Arnold, seien hier folgende Sätze wiedergegeben:

„Die Wiederbegründung des Deutschen Heimatbundes hat sich als eine unbedingte Notwendigkeit erwiesen. Erfreulicherweise fanden sich bald nach Kriegsende in den Landschaften die freiwilligen Kräfte der Heimatpflege wieder zu aktiver Arbeit zusammen. Es fehlte aber immer noch der Spitzenverband, der gegenüber der Bundesrepublik und ihren Dienststellen die Gesamtinteressen der Heimatpflege wahrnehmen konnte. Der wiederbegründete Deutsche Heimatbund hat nunmehr diese Aufgabe übernommen.

Wenn auch eine große Tradition wieder aufzunehmen ist, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß wir im Deutschen Heimatbund uns nicht in einer romantischen Schau gefallen, sondern aus dem Leben für das Leben wirken wollen. Nichts wäre verkehrter, als dem Gebot der Stunde aus dem Wege zu gehen und in sentimentalen Gefühlen einer Welt nachzutrauern, die noch nicht die Erschütterungen einer sich immer mehr und mehr gefahrvoll auswirkenden Zivilisation kannte. Unsere Zeit ist eine andere als die unserer Vorfahren, die noch zum Teil von einer wirklichen Harmonie im menschlichen Erdenleben wußten. Unsere Welt ist heute die Welt der Spannungen, zum Teil der großten Gegensätze. Wir sind heute allzu sehr geneigt, unserem Verstand gegenüber dem Herzen den Vorzug zu geben. Aber das wäre falsch, die Werte des Gemütes in der Welt der Ratio einfach außer acht zu lassen. Schließlich ist der Mensch als solcher immer noch das Herz aller Dinge. Lassen wir den Menschen nicht das Opfer seines berechnenden Verstandes werden, sondern sorgen wir dafür, daß ihm zur Ruhe und Sammlung ein Stückchen Erde bleibt, auf dem er sein Heim, seine Heimat bauen kann!"

Arbeitsgemeinschaft deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde

Zur gemeinsamen Vertretung gleicher Interessen und zur stärkeren Betonung ihrer Bestrebungen haben sich auf Anregung des Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine, Direktor Georg Fahrbach in Stuttgart, deutsche Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, deren Bildung im Rahmen einer Kundgebung im Schauspielhaus in Stuttgart am 7. Dezember 1952 feierlich verkündet wurde.

Die Arbeitsgemeinschaft wird von einem Präsidium geleitet, das aus den Vorsitzenden der angeschlossenen Verbände und einem von diesen gewählten Präsidenten und Vizepräsidenten besteht. Die Verwaltung soll in einfachster Form geschehen. Zum Präsidenten ist Ministerpräsident Karl Arnold in Düsseldorf, zum Vizepräsidenten Direktor Georg Fahrbach in Stuttgart gewählt worden. Die Geschäfte der Arbeitsgemeinschaft führt vorläufig der Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine, Stuttgart, Hospitalstraße 21 B. Die Arbeitsgemeinschaft will die angeschlossenen Vereine und Verbände in jeder Hinsicht fördern, ihnen aber weder Aufgaben abnehmen noch ihre Selbständigkeit beeinträchtigen.

IN MEMORIAM EMIL KOST † AM 28. JANUAR 1953

Am 26. September 1952 machten die Teilnehmer des Lehrganges für Altphilologen auf der Comburg eine Fahrt an den Limes bei Pfahlbach, dem Pfahldöbel. Auf dem Rückweg besuchte man noch die Stiftskirche in Öhringen. Dort in der Krypta bei der Grablege der Kaiserin-Mutter Adelheid befiel Dr. Kost ein Unwohlsein, das zunächst von kaum jemandem bemerkt wurde. Er fuhr noch mit den Lehrgangsteilnehmern im Omnibus bis nach Neuenstein. Da man sich dort aber etwas länger aufhielt, kehrte er allein mit der Bahn nach Hall zurück und erreichte unter Aufwendung aller Energie noch sein Haus und lag seitdem in Erwartung des unvermeidlichen Ausganges todkrank zu Bett. Das Wissen um den Ernst seines Zustandes ließ ihn aber auch jetzt noch rastlos an der Ernte dessen arbeiten, was er in unermüdlicher Tätigkeit gesammelt hatte. Wie sehr hätten ihm alle seine Freunde diese Ernte noch gegönnt! Häuften sich doch bei ihm die Manuskripte und Aufzeichnungen, die gesammelten Nachrichten und wissenschaftlichen Programme, die einer Zusammenfassung und Veröffentlichung harrten, dem Ergebnis seiner Arbeiten im Gebiet Württembergisch-Frankens.

Obwohl nicht aus diesem Raume stammend – Kost wurde am 15. Februar 1891 in Cannstatt geboren – nahm ihn dessen alte Kultur so gefangen, daß er nicht mehr von ihr los kam und ein Vorkämpfer für die Belange dieses Landes wurde, das zwischen den mächtigen süddeutschen Staaten liegend, oft übergangen worden war. Als Philologe an der Oberschule in Hall überfiel ihn die Leidenschaft des heimatkundlichen Schaffens. Hier war reiches Kulturerbe, das vor ihm schon Weller und Goessler angeregt hatte, und das noch durch das in dem Museum und in der Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken lagernde Material bereichert wurde. Der 1847 gegründete Historische Verein war seit dem ersten Weltkrieg in ein Stadium der Ruhe eingetreten. Während er bei seiner Gründung als Vereinigung aller Geschichtsfreunde des württembergisch-fränkischen Raumes die Forscher dieser Landschaften umfaßte, verengte er sich allmählich auf das Gebiet der Reichsstadt Schwäbisch Hall. Kost versuchte wieder die Erweiterung im alten Sinne. Er begeisterte sich an den Zeugen der Vor- und Frühgeschichte, die schon einmal die Grafschaft Hohenlohe in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Forschung gestellt hatten, als Hansselmann in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Limesfrage behandelte. Mit der ganzen Liebe des auch an unscheinbaren Dingen hängenden Gelehrten baute er eine Organisation auf, die als vorbildlich für eine landesgeschichtliche Forschung auf dem Gebiete der Vor- und Frühgeschichte gelten darf. Man kann ruhig sagen, daß es im ganzen Vereinsgebiet, das sich bis in den Raum von Backnang erstreckte, keinen vorgeschichtlichen Fund gab, der nicht Kost gemeldet, von ihm geborgen und bearbeitet wurde. Ein erstes Ergebnis dieser Arbeit konnte Kost bereits 1936 vorlegen. In der Zeitschrift Württembergisch-Franken, N. F. 17/18, Schw. Hall 1936, erschien seine Arbeit: „Die Besiedlung Württembergisch-Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", die Ausgangspunkt für alle weiteren Betätigungen dieser Art wurde und in Verbindung mit den weiteren Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift das wichtigste Quellenwerk für vor- und frühgeschichtliche Forschungen sein wird. – Als Heimatforscher war es ihm wohl bewußt, daß der Begriff Heimat kein dogmatischer Lehrbegriff werden darf, sondern daß sich in ihm das ganze Leben der Menschen, die sich zu einem Raum, der ihnen Heimat ist, bekennen, offenbaren muß. So geht die Arbeit des Heimatforschers in die Breite und auch Kost zog die Volkskunde und die Siedlungsgeschichte in den Bereich seiner Forschungen und benützte dazu die ihm geläufigen Methoden und Ergebnisse der philologischen Wissenschaft.

Durch zahlreiche Vorträge, durch persönliche Fühlungnahme beinahe in allen Orten des Vereinsgebietes, gelang es ihm, den Historischen Verein für Württembergisch-Franken zu einem der größten Geschichtsvereine in ganz Deutschland aufzubauen. Die Resonanz in allen Schichten der Bevölkerung gab ihm den Mut, Publikationen zu wagen wie das weit über den Rahmen einer Vereinszeitschrift hinausgehende Heft des Jahrganges 1951/1952, das er noch auf dem Krankenlager und unter Hilfeleistung seiner Lebensgefährtin kurz vor seinem Tode fertigstellte. Sein Tod läßt eine Lücke erstehen, die nicht geschlossen werden kann, weil, schon bedingt durch äußere Voraussetzungen, niemand in der Lage ist, die Zeit und auch das Pflichtgefühl für das Kleine aufzubringen, die Kost eben zur Verfügung standen, um sein Werk aufzubauen. Generationen werden an seiner Arbeit zu zehren haben und es mag über unseren Raum hinaus beruhigend wirken, daß es auch in unserer Zeit noch Menschen gibt, die um einer Leidenschaft willen Beruf und bürgerliche Ehren aufgeben, um in den Zeiten der Vergangenheit die Heimat verstehen zu lernen.

Karl Schumm

Einige Anmerkungen zu
Werner Fleischhauer – Julius Baum – Stina Kobell

„Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert"

Der Band, der den Beginn einer Reihe bilden soll und der Anlaß geben könnte zu einer Besinnung, was die Schwaben waren, sind und was sie sich einbilden zu sein, und was allenfalls aus ihnen werden könnte, ist schöner ausgestattet, als man es sieben Jahre nach dem totalen Zusammenbruch und dem verheerendsten Krieg der Weltgeschichte für möglich gehalten hätte. Solches Wunder bewirkte die Beihilfe des Süddeutschen Rundfunks, der aus Mitteln des Werbefunks die Drucklegung ermöglichte, eine Institution, der denn auch mit Recht der gebührende Dank ausgesprochen wurde. Es wäre sehr zu bedauern, wenn sie, was befürchtet wird, zum Erliegen käme.

Wie bei allen Stämmen gibt es auch bei den Schwaben Täler und Höhen. Höhepunkte lagen in der neueren Zeit im Klassizismus um 1800 und hundert Jahre später in der realistisch-impressionistischen Malerei, für die Julius Baum den Generalnenner „materialistisch" prägt. Für beide Epochen lagen Vorarbeiten vor, für die frühere, hauptsächlich die von Hans Otto Schaller und von Fleischhauer selbst, für die Malerei die von Otto Fischer. Dazwischen bestanden weite Lücken, die von den Autoren zu füllen waren, eine Aufgabe, der sie sich mit gleichmäßiger Hingabe widmeten, so daß eine nahtlos geschlossene Darstellung vorliegt. Für den Kenner der Materie waren keine großen Neuentdeckungen zu machen. Das liegt nur zum Teil an den Schwierigkeiten in der Material- und Fotobeschaffung der Nachkriegszeit, vielmehr hauptsächlich an dem merkwürdigen Umstand, daß entgegen der herrschenden Ansicht in Schwaben die Künstler zu Lebzeiten im allgemeinen in ihrem Wert erkannt und meist schon frühzeitig mit Hauptwerken in der Staatlichen Gemäldegalerie vertreten waren. Freilich, die heute Lebenden wissen wenig von den Bemühungen der letzten und vorletzten Generation und empfinden daher nichts als Wiederholung. Wie wenige empfanden etwas davon, welche Werte seit dem Abklingen des Klassizismus durch die politische Vereinheitlichung von 1871 und die eigenen und fremden Zerstörungen des zweiten Weltkriegs verloren gingen!

Für die Bearbeitung hätten sich keine besseren Kräfte finden lassen als Werner Fleischhauer, der als geborener Stuttgarter sich zu einem genauen Kenner des Stoffes herangebildet hat und gar Julius Baum, der seine Wahlheimat seit fast einem halben Jahrhundert schätzen und lieben gelernt hat und sein Leben der Erforschung, Bekanntmachung und selbständigen Durchdringung alter und neuer schwäbischer Kunst gewidmet hat wie kein anderer. Es gehört selbständiges Urteil und ein schönes Stück Mut zum Beispiel zu dem Urteil „Pleuers fahrende Züge stehen hinter Monets Bildern der Gare S.-Lazare nicht zurück". Stina Kobell, die über das Kunstgewerbe berichtet, kann für die Möbel das Konferenzzimmer im Württ. Kultministerium von 1928 abbilden. Sicher ein gutes Zeichen für die Aufgeschlossenheit der damaligen Behörde!

Mit Recht wurden von beiden Autoren kritische Worte über Schwaben, seine Kunst, Menschen und Künstler in der behandelten Zeit gesagt. Doch scheint mir ein einseitiger Begriff des Schwaben, ein altes Vorurteil, zugrunde zu liegen, wenn Fleischhauer resumierend erklärt, die Schwaben haben immer in der bildenden Kunst eines lebensvollen und sinnenfreudigen Verhältnisses zur Wirklichkeit ermangelt. Dabei wird übersehen, daß zum Beispiel Baldung Schwabe war, der die in seiner Zeit vielleicht kühnsten Akte gemalt hat. Auch Konrad Witz, Multscher und den Holbeins, die allerdings Augsburger waren, fehlt es gewiß nicht an Sinnenfreudigkeit. Was hier gemeint ist, ist eine im letzten Jahrhundert allerdings ausgebreitete weltabgekehrte Einstellung im protestantischen Teil der Bevölkerung, der mit bildender Kunst nichts anzufangen wußte.

Julius Baum kommt zu statten, daß er einen großen Teil der behandelten Zeit und die sie vertretenden Künstler persönlich begeistert oder kritisch miterlebte. Hier spürt man immer wieder den Atem der unmittelbaren Berührung und aber auch die Resignation, daß teils durch Schuld, teils ohne Schuld so vieles unverwirklicht blieb oder zurückging. Der neuen Entwicklung vermochte der verdiente Autor auch da, wo sie es verdiente, nicht mehr gleich positiv zu folgen.

Baum besitzt nicht nur die Fähigkeit, die größeren Erscheinungen zu charakterisieren, sondern auch die Geduld und die Beweglichkeit, selbst kleinen und kleinsten Phänomenen etwas abzugewinnen. Die Kunst der Darstellung besteht ja bei einem derartigen Thema hauptsächlich darin, immer neue Ausdrücke und Varianten für ziemlich Verwandtes und die zahlreichen durchschnittlichen Begabungen zu finden, denen keinerlei Bedeutung als Neuschöpfer oder Ideenträger zukommt, die aber dennoch etwas Schätzenswertes oder Liebenswürdiges haben können. Es ist natürlich schwer, den Inhalt eines Lebens – und sei es auch ein unbedeutendes und jedes Künstlerschicksal ist ja auch ein Menschenschicksal – in eine Zeile oder weniger zu fassen. Doch ist zuzugeben, daß die Kleinen auch zum Ganzen gehören, ja es ist nicht ausgemacht, ob ihre Vernachlässigung nicht sogar den Ruin der Großen bedeutet. Dies gilt auch für die schwäbische Malerei im ganzen, das heißt in ihrem Verhältnis zur deutschen und europäischen Malerei. Daß bei bestem Willen nicht alle Wünsche der Lebenden befriedigt werden konnten, liegt auf der Hand.

Problematisch war von vorneherein die geographische Abgrenzung. Es bleibt willkürlich, ob man in die „Schwäbische Kunst" Heilbronn und Hohenlohe, Konstanz, das Allgäu, Augsburg einbeziehen will, wo doch andererseits große Gebiete des alten Schwaben, weil politisch längst abgetrennt, sowieso ausscheiden mußten. Der Haupt-

akzent liegt denn auch auf Stuttgart und seinem Strahlungsraum. Vielleicht hätten die Verfasser sich nach Entstehung von Baden-Württemberg anders entschieden?
Auf alle Fälle ist es ein Glück, daß unter „Schwäbischer Kunst" nicht nur die von Schwaben gemachte Kunst verstanden wird. In der neuen Zeit haben Nicht-Schwaben (unter den Architekten zum Beispiel die Franzosen d'Ixnard und Thouret, der Italiener Salucci, der Franke Theodor Fischer, der Lothringer Bonatz, unter den Malern der Franzose Guibal, die Norddeutschen Grethe und Kalckreuth, der Ostdeutsche Hoelzel) ebenso großen Anteil wie geborene Schwaben. Es wäre vielleicht ganz interessant, einmal genauer zu untersuchen, welche Gründe es haben mag, daß die Schwaben in den verschiedenen Künsten bald mehr vor-, bald mehr zurücktreten, warum sie bis zu einem Wandel in der neueren Zeit seit dem Klassizismus keinen bedeutenden Namen mehr unter den Architekten und Bildhauern aufzuweisen hatten, warum es in der behandelten Zeit zum Beispiel von außen kommende Architekten, aber kaum von außen kommende Bildhauer gibt, warum die realistisch-impressionistische Malerei (Zügel, Friedrich Keller, Pleuer, Reiniger, Landenberger, Caspar, Heß) fast ganz von Schwaben bestritten wird und wieso es kam, daß diese eine zeitlang über die Landesgrenzen hinaus wirkte (Braith, Zügel). Warum andererseits Schwaben in der Malerei weder einen bedeutenden Romantiker noch Expressionisten hervorgebracht hat, dann aber zuletzt mit Schlemmer und Baumeister in der abstrahierenden und absoluten Malerei excelliert. Das mag mit der Unentschiedenheit der politischen Struktur zusammenhängen und auch damit, daß Stuttgart bis heute schwankt, ob es Großstadt ist und sein will oder nicht. Das Bürgertum war in Schwaben nie dekadent, aber hielt auch seit der Blüte vor 1848 in immer geringerem Maße eine intensive Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart oder gar den Prophezeiungen der Künstler, mit ihren Klagen und Entsetzensschreien für notwendig. Es beschränkte sich auf Ablehnung alles jeweils „Modernen", des Guten wie des Schlechten. Ein Mahner wie Hermann Hesse wohnt typischerweise seit Jahrzehnten in der Schweiz. Ein Urschwabe wie Reinhold Nägele ist bis heute gezwungener Emigrant. So hat das Gros der Bevölkerung an Kriegen und Revolutionen, an Bomben- und Hungerkatastrophen trotz allem weithin vorbeigelebt und sich auch früher schon keineswegs mit Vorahnungen des Kommenden beschäftigt. Es beschränkte sich auf das gelebte Leben. Daß bei solch bescheidener Zielsetzung abgesehen von ein paar guten Bauten keine große Kunst und eben höchstens das entstehen konnte, was entstand, liegt auf der Hand. All dies wird aber seine Konsequenzen noch haben. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird das Land, obwohl vergrößert, künftig auch nicht einmal die bisherige bescheidene Rolle spielen, sondern sich endgültig mit derjenigen einer Arbeitsprovinz begnügen müssen, es sei denn, es melden sich wider Erwarten starke geistige Kräfte auf breiter Basis. Man darf sich nicht wundern, wenn ein Schwaben so wohlwollend gegenüberstehender Beobachter wie der gegenwärtige Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Eberhard Hanfstaengl, kürzlich feststellte, „in diesem Zeitabschnitt sei es nicht leicht gewesen, gerade für Schwaben auf bildkünstlerischem Gebiet besondere und sehr bedeutungsvolle Leistungen und Eigenschaften aufzuzeigen, die der hohen Blüte von Literatur und Dichtung entsprechen würden". Wir haben in der behandelten Zeit fast immer nur die mittlere Begabung oder noch weniger, aber nicht die Spitze hervorgebracht. Es liegt auf der Hand, daß ein Neher oder Louis Mayer höher geschätzt wären, wenn es nicht einen Schwind oder Ludwig Richter gegeben hätte. Slevogt, Liebermann, Corinth sind den schwäbischen Impressionisten überlegen, die entweder früh starben oder mangels einer brauchbaren Theorie stecken blieben. Nur bei Pleuers Eisenbahnbildern könnte man vielleicht von einer gewissen Unterschätzung sprechen. Daß ein so schwacher Mann wie Rustige und ein so engstirniger Tyrann wie Haug sich jahrzehntelang im Stuttgarter Kunstleben breit machen durften, war ein schmerzliches Symptom.
Fest steht – und das gilt ja für die Deutschen überhaupt – und ergibt sich erneut aus dem vorliegenden Buch, daß die Schwaben fast immer nur in Berührung mit fremden Kulturen – neben der italienischen in erster Linie der französischen – produktiv wurden. Die rassisch fundierte Abhängigkeit von unserem westlichen Nachbar war unser Schicksal. Im Mittelalter und im Barock entstand dadurch und trotzdem Großes und Echtes, und auch im letzten Jahrhundert viel eher dann, wenn auch dieser Tatsache Rechnung getragen wurde, als bei Versuchen absolut eigen zu sein.
Einen besonderen Glücksfall bedeutete es, daß es einmal – leider nur einmal – nämlich am Ende des 18. Jahrhunderts in Stuttgart eine wirklich ausgezeichnete weltliche Schule (die oft gerühmten geistlichen haben durch Nietzsche eine ziemlich vernichtende Abfuhr erhalten), nämlich die Hohe Karlsschule gab, deren besonderer Vorzug darin bestand, daß die Künstler schon als Knaben durch den Verkehr am Hof gesellschaftlich gebildet wurden und abgesehen von einer gründlichen Unterrichtung in den alten Sprachen von Anfang an Kontakt mit anderen Berufsgruppen hatten. Außerdem konnten sie sich in ihrem Beruf schon in ganz jugendlichem Alter betätigen. Heute kommen die jungen Leute erst zur Kunst, wenn durch die Überlastung mit realistisch-naturwissenschaftlichem Wissensstoff die künstlerisch-emotionalen Fähigkeiten von den intellektualen bereits überdeckt und verdorben sind. Und da man sich nicht entschließen kann, aus der Vergangenheit zu lernen, so sollte man sich nicht überrascht zeigen, daß es mit der heutigen Kunst der Schwaben nicht zum besten bestellt ist. Wichtiger aber selbst als die gute Schule war der jahrelange Aufenthalt in Paris oder in Rom, der von dem jeweiligen württembergischen Landesherrn ermöglicht wurde. *Musper*

BUCHBESPRECHUNGEN

Bibliographie der Württ. Geschichte, 7. Band, bearbeitet von Heinrich Ihme, 1952, W. Kohlhammer Stuttgart, DM 15.–. *Württ. Geschichtsliteratur der Jahre 1946–1950*, bearbeitet von Ewald Lissberger, ebenda 1952, DM 4.50.– Es scheint uns heute selbstverständlich, daß die Literatur über die Geschichte der einzelnen deutschen Territorien in sorgfältig gearbeiteten Bibliographien gesammelt und zugänglich gemacht wird. Darum darf wohl daran erinnert werden, daß die von Wilhelm Heyd, dem langjährigen, 1906 verstorbenen Oberbibliothekar der Landesbibliothek, begründete Bibliographie der Württembergischen Geschichte, deren erste Bände 1895 und 1896 erschienen sind, die erste ihrer Art und für viele spätere derartige Unternehmungen vorbildlich war. Für uns Württemberger ist „Der Heyd" ein Begriff geworden, und so heißt die Bibliographie auch heute noch so. – Bis 1929 sind sechs Bände dieses für jeden Erforscher der württembergischen Geschichte und für jeden Freund derselben unentbehrlichen Werkes erschienen. Seither gab es eine lange vom ersten Weltkrieg überschattete und vom zweiten verlängerte Pause. Auch die jährlich in der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte oder als Anhang zu ihr erschienenen Übersichten der württembergischen Geschichtsliteratur sind seit 1940 nicht mehr herausgekommen. – Der entsagungsvolle Fleiß zweier Mitarbeiter der Landesbibliothek, des Bibliotheksrats Ewald Lissberger, des Fachvertreters für die württembergische Geschichte, und des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters Heinrich Ihme, die energische Förderung seitens der Kommission für Landesgeschichte und des Geschichts- und Altertumsvereins, und nicht zuletzt eine dankenswerte Geldspende des Werbefunks des Süddeutschen Rundfunks, die das Kultministerium vermittelt hat, haben nun in verhältnismäßig kurzer Zeit nach 1945 beide Werke wieder flottgemacht. – Der 7. Band der großen Bibliographie, enthaltend die allgemeine Geschichtsliteratur der Jahre 1916–1945, von Heinrich Ihme bearbeitet, ist erschienen. Im Jahre 1953 soll der 8. Band folgen, der die Literatur über die Orte und über die Personen bringen wird. Die gesamte Literatur, die 1946–1950 erschienen ist, hat Ewald Lissberger bearbeitet. Beide Publikationen sind von unschätzbarem Wert für jeden, der sich mit der reichen Geschichte unseres Landes von ihren Uranfängen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein beschäftigt. Sie sind notwendig für den Forscher, der lange nicht alle Veröffentlichungen, die ja zum Teil in ganz entlegenen Zeitschriften und Zeitungen erscheinen, verfolgen kann. Sie sind aber vor allem auch eine große Hilfe für den Liebhaber, der sich orientieren will, der aber oft vergeblich nach einem geeigneten Werk suchen würde, wenn er nicht die Hilfe der Bibliographie hätte. Insbesondere die Literatur über die einzelnen Orte und Personen wird vielen willkommen sein. Bei den Personen ist gegenüber früher die Neuerung getroffen, daß auch die Literatur über Lebende aufgenommen wird. Das vermehrt den Wert des Werkes und gibt ihm zugleich einen lebendigeren, aktuelleren Charakter. So können wir in beiden Bänden, ganz besonders in dem von Lissberger, unsere eigene neueste Geschichte wie in einem Spiegel wieder erleben.

Das allgemeine Wissen und das geschichtliche Bewußtsein um die Geschichte unseres Landes ist in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgegangen. Wir haben viel von unseren Werten verloren. Wir brauchen sie aber, um den Weg in die Zukunft zu finden. Für dieses Streben sind die beiden Werke wertvolle Hilfsmittel, deren Anschaffung allen Freunden unserer Landesgeschichte dringend empfohlen werden kann. *Wilh. Hoffmann*

Neckarbildkarte von der Quelle bis zur Mündung, gestaltet von Ludwig Schäfer-Grohe. Taschenformat 19½ mal 10 cm auseinandergefaltet 150 cm, Mehrfarben-Offset, DM 2.–. Chr. Belser, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. – Hier liegt eine vielfarbige, handliche Bildkarte vom Neckartal vor, die in künstlerischer Darstellung die Sehenswürdigkeiten entlang dem Flusse – von der Quelle bei Schwenningen bis zur Mündung in den Rhein bei Mannheim – schildert. Diese Bildkarte wird viele zum Besuch des Neckartals anregen oder Erinnerungen an froherlebte Stunden am Neckarstrand festhalten.

Hedwig Lohß, Bruder Tier, Christliches Verlagshaus Stuttgart. – Man spürt es diesem Büchlein an, daß es aus der Liebe zum Tier heraus entstanden ist. Es erzählt Tierschicksale und sucht zu zeigen, wie jedes Tier, gleich dem Menschen, sein eigenes ihm zugemessenes Geschick zu tragen hat und wie auch ihm auferlegt ist, Lust und Schmerz zu empfinden. Allen Tierfreunden, ob alt ob jung, kann das Büchlein warm empfohlen werden; es weckt Ehrfurcht vor dem Leben und vor Gottes Schöpfung in der Natur.

Ludwig Finckh, Schelmerei am Bodensee, Gerhard Hess Verlag Ulm, Ganzleinen DM 4.80. – In diesem reizenden Bändchen hat der Schalk Ludwig Finckh die Schatztruhe seines heiteren Wesens geöffnet und eine Reihe köstlicher Schmuggler- und anderer Spaßgeschichten zusammengestellt. Er hat recht, wenn er im Nachwort meint, es sei an der Zeit, wieder einmal zu lachen, um leichter über die Torheit der Welt hinwegzukommen: „Allein die Blumen, Bäume, Wolken, Tiere, Berge, Sterne – die Mutter Natur erquicken unser Leben. Ich wünschte, daß mancher Fröhlichkeit aus diesen Geschichten gewinne, und das, was unser aller Endziel sein möge – Gleichmut und die Heiterkeit des Herzens." Das Büchlein eignet sich mit seiner unbeschwerten und doch besinnlichen Art zu Geschenkzwecken jeder Art.

Bernhard Mönking, Sagen und Schwänke vom Bodensee. Zweite Auflage, Südverlag Konstanz. Mit 7 Farbtafeln, Ganzleinen DM 9.60. – Das Land um den Bodensee ist nicht nur reich an landschaftlicher Schönheit und Kulturdenkmälern, sondern auch an volkstümlicher Überlieferung. Sagen und Schwänke, Märchen und Legenden zeugen von Weisheit und Humor, Sitte und Glauben der Vorväter. Die von Geschlecht zu Geschlecht unendlich weitergetragenen Geschichten hat ein seiner Heimat innig verbundener Sagenforscher gesammelt und gesichtet und das Schönste und Ergötzlichste zu dem vorliegenden Buch zusammengestellt. Von Lindau bis Konstanz, vom schweizerischen Thurgau bis zum österreichischen Vorarlberg, vom Allgäu bis zum Hegau wandern die Sagen- und Schwankgestalten und man spürt die Einheit des Volkstums rund um das „schwäbische Meer". Für Kinder ein Märchenbuch, dem auch das zum Märchen gehörige Gruseln nicht fehlt, für Erwachsene ein leicht eingängliches Bild einer geistigen Landschaft.

Max Rieple, Land um die junge Donau, Südverlag Konstanz. Mit 45 Zeichnungen DM 5.80. – Einen „besinnlichen Heimatführer" nennt der Verfasser sein Buch mit Recht. Die Wiege der jungen Donau liegt im Hegau mit seinen Vulkankegeln und der Baar mit ihren Hügeln. Dahinter ragen die Schwarzwaldhöhen mit ihren dunklen Tannen. Den Zauber dieser Landschaften hat Rieple in besinnlichen Betrachtungen eingefangen. Städtchen und Dörfer, Berge und Burgen, Klöster und Kirchen werden geschildert. In Gedichten schwingt die Seele der Heimat, und wohlgelungene Federzeichnungen ergänzen glücklich den Text. *Rüble*

Die 20. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn aus dem Jahr 1951, erschienen als Jubiläumsschrift anläßlich des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Vereins, verdient ein vorbildlich vielseitiges und zugleich gründliches Heilbronner Heimatbuch genannt zu werden. Über den Wiederaufbau der Stadt handeln Aufsätze von H. Gerber, W. Zimmermann und H. Mayer. Eine umfangreiche Flurnamensammlung als Zeugnis der Stadtgeschichte bietet G. Albrecht. Der Aufsatz „Steine erzählen" von W. Mattes bringt aufschlußreiche rechtsgeschichtliche Denkmale. E. Kost gibt eine Übersicht über alte Fernwege um Heilbronn. Beiträge von K. Weyhing über die erste Eisenbahn und F. W. Speidel über Heilbronn als Hafenstadt berücksichtigen die besonders für das jüngere Heilbronn wichtigen Verkehrsverhältnisse. H. Schneider gibt in seiner Abhandlung „Die Heilbronner Weingärtner im Wandel der Zeiten" eine soziologisch interessante Studie. K. Schumm umreißt knapp und scharf eine kurze hohenlohische Bodengeschichte. Über Weinsberg und seinen Dichter J. Kerner schreibt A. Otterbach. P. Goessler würdigt Alfred Schliz als Erforscher des berühmten Großgartacher Jungsteinzeitdorfes, darüber hinaus der jungsteinzeitlichen Hauskunde und Keramik, überhaupt des vorgeschichtlichen deutschen Siedlungswesens und nicht zuletzt der vorgeschichtlichen Schädeltypen. Über nicht minder bekannte Heilbronner (Heinrich Füger, Wilhelm Waiblinger, Ludwig Pfau, Robert Mayer, Gustav Schmoller) plaudert Theodor Heuss in einem neugedruckten Artikel aus dem Jahr 1928.

Vom Zentralverband des Dachdeckerhandwerks wurde ein Heftchen herausgegeben, betitelt *„Sind die Dachneigungsregeln willkürlich?"*. Im Hinblick auf die Frage Steildach oder Flachdach, die in unserer Zeitschrift mehrfach besprochen worden ist, ist bemerkenswert, daß der Verfasser, Regierungsbaudirektor Schäfer, darlegt, daß der Werkstoff des Ziegels aus mehreren triftigen Gründen in unseren Gegenden einen Dachneigungswinkel von mindestens 35° verlangt, wobei berücksichtigt werden muß, daß die Deckungsmittel infolge der Höhe der Lattung und ihrer Überdeckung um 7–8° flacher liegen, als der Neigungswinkel der Dachsparren beträgt. Eine Dachneigung von 45° scheint somit die durchschnittlich günstigste zu sein.

Eine gründliche rechtswissenschaftliche Studie stellt der als Sonderdruck der Hohenzollernschen Jahreshefte (12. Bd. 1952) erschienene Aufsatz von Archivinspektor Adolf Guhl aus Sigmaringen *„Zur Rechtsgeschichte des Dorfes Krauchenwies"* dar.

„Das schöne Schwabenland" nennt sich ein Abreiß-Jahreskalender 1953 (DM 1.80), der zwölf ausgezeichnete, als Postkarten verwendbare Orts- und Landschaftsaufnahmen bringt. *Schahl*

Joseph Schnetz, Flußnamen des Bayerischen Schwabens in ihrer Bedeutung für die Namenkunde, Geschichte und Landschaftsforschung. Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Augsburg 1950. – Der kürzlich verstorbene ehemalige Herausgeber der „Zeitschrift für Namenforschung" untersucht in dem oben genannten Werke die folgenden Namen: Donau, Lech, Wertach, Schmutter, Duria, Glött, Mindel, Günz, Kötz, Leubas, Wörnitz, Schwalb und Nau. Schnetz verläßt sich hierbei nicht allein auf die Aussagen der Linguistik. Er gelangt, indem er die Wortforschung mit der Sachforschung verbindet, zu Ergebnissen, die nicht nur für den Philologen, sondern auch für den Historiker und Heimatforscher von großem Interesse sind. *Ernst Hirsch*

Arbeitstagung „Volkskunde und Rundfunk"

Kann eine Wissenschaft, die vorwiegend vom Heimatlichen lebt und ihm dient, dem über alle Grenzen und Weiten hinwegreichenden Rundfunk Hilfestellung leisten? Daß sie es sogar tun muß, das zeigt ein Blick ins Wochenprogramm so deutlich wie das Anhören der Sender. Menscheneigenart des Orts, des Bezirks, des Landes in Gebaren und Sprache – wo kommt das in den Sendungen schließlich nicht zum Ausdruck? Viel weiter als bloß bis zu dem, was der Volkskunde im besonderen zugerechnet werden muß, reicht ihr Gebiet. Gute Heimatsendungen leben vom Volkskundlichen, und selbst in der Art der alltäglichen Ansage werden seine Bezüge greifbar. Trotz allem hat sich bis jetzt noch niemand darum gekümmert, Wissenschaft und Funk zusammenzubringen. Erst die Bemühungen um eine neue Besinnung über die Volkskunde nach 1945 haben angesichts der nicht zu übersehenden Mängel so vieler Sendungen den Wunsch gezeitigt, beide Seiten möchten sich doch einmal zum Gespräch zusammensetzen.

Der Anregung, die vom Verband der Vereine für Volkskunde ausgegangen war, folgte der Süddeutsche Rundfunk in dankenswerter, höchst großzügiger Weise. Auf die Tage vom 30. Januar bis zum 1. Februar lud er einen kleinen Kreis ausgewählter Volkskundler und die Vertreter der Rundfunkanstalten zu einer Arbeitstagung nach Stuttgart ein; rund sechzig Leute kamen zusammen, darunter auch Gäste aus dem benachbarten Ausland.

Der Zweck der Tagung war es, Wissenschaft und Funk in einen engeren Gedankenaustausch zu bringen und zugleich das Nachdenken über die Wege zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit anzuregen.

In sieben Kurzreferaten (Sprecher: Brepohl-Dortmund, Dahmen-Stuttgart, Dölker-Stuttgart, Dünninger-Regensburg, Koepp-Köln, Künzig-Freiburg i. B., Wolfram-Salzburg) legten die Vertreter der Volkskunde die heute gültigen Gedanken ihrer der Gegenwart immer mehr sich aufschließenden Wissenschaft dar.

Diesem ersten Teil folgten Referate und Arbeitsberichte der Vertreter der Rundfunkanstalten (jeweils mit erläuternden Bandvorführungen); im Überblick zeigten sie die gegenwärtige praktische Volkskunde der deutschen Sender. Auf dem durch Kurzreferate und Arbeitsberichte (mit Bandvorführungen) aus dem Kreis der Wissenschaft und dem des Rundfunks wohlvorbereiteten Boden entwickelte sich ein für alle Teilnehmer sehr gewinnbringendes Gespräch, das von beiden Seiten aus mit vorbildlicher Sachlichkeit und bewundernswerter Zielbewußtheit geführt wurde. Dabei kamen die Forderungen der Wissenschaft und die ihr möglichen Hilfeleistungen (Archive!) genau so zur Erörterung wie die Wünsche und Bedürfnisse des Funks. Über allem Fremden und auf den ersten Blick vielleicht Trennenden sah man das Verbindende im gemeinsamen Stoff, dem die Wissenschaft wie der Funk – je auf angemessene eigene Weise – verpflichtet sind und dienen wollen. Die Teilnehmer waren einhellig der Meinung, solche Gespräche möchten sich wiederholen und die Zusammenarbeit möchte nach jeder Richtung hin planmäßigen Aufbau und sorgfältige Pflege finden.

Für weitere Kreise waren mit der Arbeitstagung auch zwei öffentliche Veranstaltungen verbunden. Beide gehörten nach Stoff, Inhalt und Darbietung in das Fachgebiet der Volkskunde. Ein „Deutscher Volksliederabend" (unter Leitung von Dr. H. J. Dahmen) zeigte das Volkslied in der Vielgestaltigkeit seiner Bearbeitung von der Zeit des Mittelalters bis zur Gegenwart, und ein „Schwäbischer Lichtstubenabend" (Leitung A. Hofele) gab ein Beispiel praktischer Volkstumspflege, entstanden in Zusammenarbeit von Wissenschaft und Rundfunk. *Dölker*

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 9 00 39)
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Allgäuer Tage

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes in

Isny

vom 26. bis 30. Juli 1953

Wieder ruft der Bund zur Teilnahme an einem „Ferienkurs". Diesmal ist es das schwäbische Allgäu, dem der gemeinsame Besuch gelten soll. Die Teilnahmebedingungen sind wiederum so günstig wie möglich gehalten worden.
Standort ist Isny, das „kleinste Kleinod" unter den alten freien Reichsstädten, das, eingebettet in eine hügelige, wald- und seenreiche Landschaft, am Fuß des Schwarzen Grates liegt. Noch umgibt die Stadt die, mit späteren Tor- und Wehrtürmen versehene, Ringmauer. Die Laubenhäuser der Patrizier mit ihrer altbürgerlichen Wohnkultur der Renaissance, die romanische Nikolauskirche mit ihrer kostbaren Inkunabeln-Bibliothek, die eigenartige spätgotische Ölbergkapelle und nicht zuletzt das ehemalige Benediktinerkloster, in dessen Kirche sich die Wunderwelt des Barock weit auftut, erfüllen den dichten Raum der Stadt mit reichstem, geistgeprägtem Leben. Aber auch das Schönste in der näheren und weiteren Umgebung Isnys soll aufgesucht werden: die Reichsstadt Wangen, Stadt und Stift Kempten, die Schlösser und Kirchen von Kisslegg, Schloß Zeil, dazu der Schwarze Grat, der Eistobel, die Riede, Seen und Wälder, die Isny umgeben. Volkslied und Volkstanz, nicht zu vergessen die einheimische Tracht, sollen von den Teilnehmern erlebt werden. Vorträge werden Natur und Kultur besser verstehen lehren. Eine Ausstellung über Alt-Isnyer Kultur und Kunst wird selten Gesehenes zur Schau bieten. So wird in und aus allem das Gesamterlebnis des schwäbischen Allgäu erstehen.

Teilnahmeberechtigt sind alle Personen, die sich bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart O, Urbanstraße 12, angemeldet haben und im Besitz einer Teilnehmerkarte sind. Diese berechtigt zum freien Eintritt in alle Veranstaltungen. Sie kostet für Mitglieder des Bundes DM 7.–, für Nichtmitglieder DM 12.–.

Unterbringung und *Verpflegung*, die miteinander verbunden sind, erfolgen:

1. im Versehrtenheim Isny (Schlafsäle) zu DM 6.20 je Tag,
2. in Gasthöfen der Stadt Isny (Ein- und Zweibettzimmer) zu DM 7.35 je Tag,
3. in Hotels der Stadt Isny (ebenso) zu DM 9.– je Tag.

Sämtliche Preise einschließlich aller Ausgaben wie Bedienung, Kurtaxe usw.

Die *Anreise* erfolgt am 25. 7., die *Abreise* am 31. 7.; für beide sind auf der Linie Stuttgart–Isny, nach Möglichkeit auch auf den Anschlußstrecken, Gesellschaftsfahrten mit 50 % Fahrpreisermäßigung vorgesehen. Zu- und Aussteigen unterwegs ist möglich.

Die *Studienfahrten* am 27., 28. und 29. 7. werden in Autobussen durchgeführt; Teilnahme hieran ist nicht Pflicht. Die Fahrpreise werden je nach Entfernung zwischen DM 3.– und DM 5.– betragen.

An alle Teilnehmer gelangt rechtzeitig ein Programmheft zum Versand, aus dem alle Einzelheiten über Unterbringung, Verpflegung, Bezahlung, Studienfahrten, An- und Abreise usw. zu entnehmen sind.

Die Teilnehmergebühr von DM 7.– oder DM 12.– (siehe oben) muß bei Anmeldung bezahlt werden; sie verfällt, wenn der Teilnehmer nach dem 1. Juli von der Teilnahme zurücktritt.

Veranstaltungsplan

Die Vorträge finden im ehemaligen Refektorium des Klosters statt, ebenso der Eröffnungsabend; die Kundgebung am 29. und der Gesellige Abend am 30. im Ochsensaal (bewirtschaftet). Bei allen Fahrten hat Prof. Dr. H. Schwenkel die landschaftliche Führung; Dr. Graf Adelmann von Adelmannsfelden und Dr. A. Schahl übernehmen die kunstgeschichtliche Führung. Die Orgeln werden von Dr. W. Supper vorgeführt. Diese Mitwirkenden sind in ihrer Eigenschaft als Führende in der Folge nicht mehr erwähnt.

Samstag, 25. 7.:

20 Uhr Eröffnungsabend „Das schwäbische Allgäu in Dichtung und Lied", gestaltet von Dr. A. Quellmalz

Sonntag, 26. 7.:

9,30 Uhr Gottesdienste beider Konfessionen

11 Uhr Eröffnung der Ausstellung „Alt-Isnyer Kultur und Kunst", zusammengestellt von Pfarrer I. Kammerer

15 Uhr Führungen (wechselweise):

a) durch das ehemalige Kloster nebst Kirche
b) durch die Kirche St. Nikolaus und ihre Bibliothek (Pfarrer I. Kammerer)
c) durch die Stadt und verschiedene Bürgerhäuser

20 Uhr „Allgäuer Volksleben in Lied und Tanz", unter Mitwirkung des Isnyer Trachten- und Heimatvereins, gestaltet von Dr. A. Quellmalz

Montag, 27. 7.:

8,30 Uhr Vortrag von Dr. Dr. A. Weitnauer „Trachten und Trachtenerneuerung im schwäbischen Allgäu", mit Farblichtbildern

10,30 Uhr Vortrag von Prof. Dr. H. Schwenkel „Die Landschaft des schwäbischen Allgäu", mit Lichtbildern

13,30 Uhr Studienfahrt nach Kempten unter Führung von Dr. Dr. A. Weitnauer

Dienstag, 28. 7.:

8,30 Uhr Vortrag von Pfarrer I. Kammerer „Bilder aus der Vergangenheit einer Reichsstadt"

10,30 Uhr Vortrag von Dr. A. Schahl „Das Bürger- und Bauernhaus des schwäbischen Allgäu", mit Lichtbildern

13,30 Uhr Studienfahrt nach Rohrdorf, Schloß Zeil und Kisslegg; Führung in Schloß Zeil durch Fürst Erich von Waldburg

20 Uhr Orgelmusik süddeutscher Meister des 18. Jahrhunderts, auf der Orgel von St. Nikolaus vorgetragen von Dr. W. Supper

Mittwoch, 29. 7.:

8,30 Uhr Vortrag von Dr. Graf Adelmann von Adelmannsfelden „Kunstgeschichte des württembergischen Allgäu", mit Lichtbildern

11 Uhr Musik aus dem Ölbergarchiv; Bandaufnahmen, vorgeführt von Dr. A. Quellmalz

13,30 Uhr Studienfahrt nach Eglofs, Wangen, Oflings, Ratzenried nebst Besuch des Eistobels

20 Uhr „Für und wider das Argenprojekt", im Ochsensaal

Donnerstag, 30. 7.:

8 Uhr Wanderungen (wahlweise):

a) Isnyer Ried, untere Argen, Badsee usw.
b) Zengerlesalp und Schwarzer Grat
c) Sonneckgrat und Alttrauchburg

20 Uhr Geselliger Abend im Ochsensaal mit künstlerischen Darbietungen

Woche für Heimatpflege auf der Comburg

vom 24. bis 29. August 1953

Leitung: Präsident i. R. Dr. Neuschler

Die „Woche für Heimatpflege" wird vom Schwäbischen Heimatbund als Kurs für alle in der Heimatpflege tätigen Heimatfreunde oder solche, die in die Heimatpflege eingeführt zu werden wünschen, veranstaltet. Sie wird es also nicht so sehr mit den Fragen der Heimatforschung auf den verschiedensten Wissensgebieten zu tun haben, als mit den Fragen der Gestaltung unseres heimatlichen Lebensraumes.

Teilnahmeberechtigt sind alle Personen, die sich bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart O, Urbanstraße 12, angemeldet haben. Die Teilnehmergebühren betragen für Mitglieder DM 5.–, für Nichtmitglieder DM 8.–.

Unterbringung und *Verpflegung* erfolgen im Vikarienbau der Comburg, wo auch die Vorträge stattfinden werden. Der Tagessatz für Unterbringung und Verpflegung beträgt DM 5.–, der Preis für die Omnibusfahrten ist etwa DM 3.–.

An alle Teilnehmer gelangt rechtzeitig ein Merkblatt mit Angabe aller notwendigen Einzelheiten zur Versendung. Die Höchstteilnehmerzahl beträgt 40.

Veranstaltungsplan

Montag, 24. 8.:

20 Uhr gemeinsamer Singabend

Dienstag, 25. 8.:

8 Uhr Tagesausflug nach Tierberg, Morstein, Leofels, Langenburg und Bartenstein unter Führung von Archivrat K. Schumm und Prof. Dr. H. Schwenkel

Mittwoch, 26. 8.:

9 Uhr Vortrag von Prof. Dr. H. Schwenkel „Naturschutz und Landschaftspflege im Dienste der Heimatpflege", mit Lichtbildern

15 Uhr Die Comburg als Geschichtsdenkmal, Führung von Staatsarchivrat Dr. H.-M. Decker-Hauff

20 Uhr „Schwäbische und fränkische Mundarten", Leitung Prof. Dr. H. Dölker

Donnerstag, 27. 8.:

9 Uhr Vortrag von Prof. Dr. H. Dölker „Heimatpflege und Volkskunde"

11 Uhr Vortrag von Direktor W. Baur „Erhaltung und Pflege unseres Brauchtums"

13,30 Uhr Halbtagesausflug nach Kirchberg/Jagst, Crailsheim, Stöckenburg und Vellberg unter Führung von Prof. Dr. R. Schmidt, Archivrat K. Schumm und Prof. Dr. H. Schwenkel

20 Uhr Vortrag von Stadtarchivar Studiendirektor Braun aus Memmingen „Baupflege in schwäbischen Dörfern", mit Lichtbildern

Freitag, 28. 8.:

9 Uhr Vortrag von Landeskonservator Prof. Dr. Richard Schmidt „Praktische Denkmalpflege", mit Lichtbildern

11 Uhr Vortrag von Dr. A. Schahl „Die Qualitätsfrage in der bildenden Kunst", mit Lichtbildern

15 Uhr Vortrag von Dr. D. Narr „Heimat, sensationell oder besinnlich . . ."

20 Uhr Vortrag von Dr. G. Wunder „Familienkunde und Heimatpflege"

Samstag, 29. 8.

9 Uhr Vortrag von Dr. Fr. H. Schmidt-Ebhausen „Heimatpflege und Heimatvertriebene"

11 Uhr Vortrag von Prof. Dr. H. Schwenkel „Was will der Schwäbische Heimatbund?"

14 Uhr Führung durch die Stadt Schwäbisch Hall von Reg.-Baumeister Dr. Eduard Krüger und Führung von Dr. A. Walzer „Die Keckenburg als Beispiel eines Heimatmuseums"

Studien- und Lehrfahrten im Sommer 1953

Der Schwäbische Heimatbund führt auch dieses Jahr wieder unter Benützung von Omnibussen eine Anzahl von Studien- und Lehrfahrten durch. Über die Fahrten, die von den Städten des Landes aus, die Sitze von Ortsgruppen des Bundes sind, unternommen werden, sollen die Mitglieder dieser Ortsgruppen durch Rundschreiben der Vertrauensmänner benachrichtigt werden. Nachstehend sind die für Stuttgart angesetzten Fahrten angezeigt. Die Teilnahme hieran ist allen Mitgliedern und, gegen einen Aufschlag von 10 Prozent auf die Teilnehmergebühr, auch Nichtmitgliedern möglich. Die angegebenen Preise umfassen Fahrt, Führung und Eintrittsgelder; die Kosten von Übernachtung mit Frühstück werden gesondert angegeben. Für die Aufnahme in die Teilnehmerliste entscheidet die Reihenfolge der Anmeldung. Absagen müssen bis spätestens acht Tage vor Antritt der Fahrt abgegeben sein, um berücksichtigt werden zu können; bei später eingehenden Absagen ist der Teilnehmer zur Bezahlung der Fahrt verpflichtet, die Stellung eines Ersatzes bleibt ihm anheimgestellt. Etwa 14 Tage vor jeder Fahrt geht den Teilnehmern eine Benachrichtigung mit näheren Angaben zu.

Abfahrt aller Omnibusse von Stuttgart, Karlsplatz.

Besuch von Geislingen

Sonntag, 12. April: Gesellschaftsfahrt mit der Bundesbahn. Stuttgart ab 8.30; Treffpunkt vor Bahnsteig 16 um 8 Uhr. Teilnehmergebühr DM 6.50. Der Besuch umfaßt eine Stadtführung sowie Führungen durch das Heimatmuseum und auf den Helfenstein, ferner die Teilnahme an einer stadtgeschichtlichen Feierstunde in der Oberschule.

Ulmer Münster und Kloster Blaubeuren

Sonntag, 26. April: Mit Omnibus, Abfahrt 8 Uhr. Führung Dr. H. Koepf. Teilnehmergebühr DM 11.–.

Frühlingsfahrt auf dem Neckar nach Heidelberg

Sonntag, 10. Mai: Mit Schiff von Heilbronn nach Heidelberg (Fahrt von Stuttgart nach Heilbronn und von Heidelberg nach Stuttgart mit der Bundesbahn). Abfahrt Stuttgart 6.08 Uhr; Treffpunkt vor Bahnsteig 9 bis spätestens 5.50 Uhr. Rückkunft 21.26 Uhr. Teilnehmergebühr DM 14.50.

Pfingsten in Ochsenhausen

Samstag, 23. bis Montag 25. Mai: Abfahrt Samstag, 13.30 Uhr. Führung: Dr. A. Schahl. Teilnehmergebühr DM 16.50, zusätzlich der Vollpension in Gasthöfen von Samstagabend bis Montagmittag (2 volle Tage) in Höhe von etwa DM 16.–. Höchstteilnehmerzahl: 80. Die Fahrt gilt dem unbekannten oder wenig bekannten Barock des östlichen Oberschwaben. Am Sonntag und Montag wird Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen gegeben. Standort ist Ochsenhausen. Besucht werden Oberelchingen, Wiblingen, Witzighausen, die Kartause Buxheim, Tannheim, Gutenzell und Steinhausen an der Rottum. Eine Orgelmusik auf der Gablerorgel Ochsenhausen ist vorgesehen.

Hundsbuckel und Kapellenberg

Sonntag, 7. Juni: Abfahrt 6 Uhr. Führung: Prof. Dr. Schwenkel. Teilnehmergebühr DM 10.50. Der Besuch gilt vor allen Dingen der Flora (Orchideen) des Hundsbuckels und Kapellenbergs bei Marlach im Kreis Künzelsau. Dazuhin sollen Ernsbach, Forchtenberg, Ingelfingen, Niedernhall und Krautheim, allenfalls noch Schöntal besucht werden.

Die Fahrten der zweiten Jahreshälfte und zusätzliche kleinere Fahrten, unter anderem nach Eßlingen und Herrenberg, werden in Heft 2 bekanntgegeben.

Jahreshauptversammlung 1953

Die Jahreshauptversammlung 1953 des Schwäbischen Heimatbundes findet in Ellwangen vom 13. bis 14. Juni statt. Sie soll unseren Mitgliedern Gelegenheit geben, Ellwangen, die uralte Kloster- und Stiftsstadt im Virngrund, näher kennenzulernen. Führungen durch die Stadt, die Stiftskirche, das Schloß und die Schönenbergkirche sind vorgesehen. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen werden eine der Stadt Ellwangen, ihrer literarischen und musikalischen Kultur, gewidmete Feierstunde und ein Lichtbildervortrag von D. Dr. G. Merkle über „Der schwäbische Barock und seine geistesgeschichtlichen Grundlagen" stehen. Einzelheiten des Veranstaltungsplans wird Heft 2 bringen. Wir bitten unsere Mitglieder, sich zwecks Bestellung der Quartiere rechtzeitig bei der Geschäftsstelle des Bundes anzumelden. Von den größeren Ortsgruppen des Bundes sollen Gesellschaftsfahrten in die Wege geleitet werden.

Berichtigung

Durch ein bedauerliches Versehen ist bei Heft 6/1952 die Angabe des Photographen der Porträtbüste Bonatz von Prof. von Graevenitz weggeblieben. Die Aufnahme stammt von Albert Weishaupt.